

Deutsche Rundschau

für

Geographie und Statistik.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben
von

Professor Dr. Friedrich Umlauf, Wien.

XXX. Jahrgang.

Heft 1.

Oktober 1907.

Das Wandern und Reisen in Neu-Guinea.

Von Dr. Rudolf Böck.

Neu-Guinea, nach den polaren Inselgebieten die größte Insel der Welt, birgt im Inneren das größte Gebiet, das auf dem bewohnten Erdball bis heute noch unerforscht geblieben ist. Außer durch seine Unberührtheit übt das Land auf den Reisenden durch eine Fülle von Sonderbarkeiten einen großen Reiz aus. Es ist ein wildes Gebirgsland, größtenteils bedeckt von tropischem Urwald, belebt von Beuteltieren eigentümlicher Art und von einer reichen, herrlich gefärbten Vogelwelt, darunter den schönsten Vögeln der Welt, den Paradiesvögeln, bewohnt von einer primitiven Menschenrasse, die zum größeren Teile noch ganz im Steinzeitalter und in ihrer ursprünglichen Kultur lebt.

Daß Neu-Guinea bis heute noch in so weiten Gebieten unerforscht geblieben ist, verdankt es nicht nur seiner isolierten Lage weitab vom Weltverkehr, sondern vor allem den großen Terrainschwierigkeiten, der Zersplitterung seiner Eingeborenen in unzählige kleine, untereinander feindliche Stämme, der Schwierigkeit, aus den Eingeborenen genügend brauchbare Träger anzuwerben und schließlich der Malaria, die an vielen Küstenstrichen herrscht.

Der Zweck meiner Reise in den Jahren 1904 bis 1906 waren anthropologische Studien, ich hatte mich eng an die Eingeborenen anzuschließen und sie an mich zu gewöhnen. Zu alledem ist viel Zeit nötig, ich konnte mich also auf keine weite Inlandsreise einlassen, da dies alle meine Mittel und die verfügbare Zeit absorbiert hätte. Oft kam ich aber doch, um die Bevölkerung eines Bezirkes in ihren Siedlungsverhältnissen kennen zu lernen, Tagereisen weit von meinem Standquartier und ins Innere. Und gerade darum, weil es nie eine in größerem Stile ausgerüstete Expedition war, sondern immer nur kleinere Wanderungen, ganz im Anschlusse an die Eingeborenen, ohne besondere Beihilfe und in möglichst einfacher und „landesüblicher“ Weise, hatte ich mich sehr an die Verhältnisse des Landes anzupassen.

Seit meiner Rückkehr hatte ich schon eine Reihe von Anfragen über diese Dinge zu beantworten, so daß ich es vielleicht unternehmen darf, im folgenden meine Erfahrungen über das Reisen auf Neu-Guinea zusammenhängend darzu-

stellen; dabei ergibt sich von selbst eine Schilderung typischer Landschaftsbilder in den durchwanderten Gebieten.

Man gelangt nach Deutsch-, ebenso wie nach Britisch- und Holländisch-Neu-Guinea auf den Postdampfern verschiedener großer Gesellschaften. Will man sich nun von einem der wenigen Häfen, welche diese Dampfer anlaufen, nach einem entlegenen Punkte der Küste begeben, um dort seine Forschungen in noch weniger betretenem Gebiete zu beginnen, so hat man von dem großen Schiffe auf einen kleinen Küstendampfer umzusteigen, oder sich einem Segler anzuvertrauen, eventuell auch einem Eingeborenen-Kanu. Der gewöhnliche Typus sind Kanus aus einem ausgehöhlten Baumstamm, die Stabilität wird durch den sogenannten Ausleger, d. i. einen mit dem Boote seitlich fest verbundenen Schwimmer erhöht. Im Hüongolf in Deutsch-Neu-Guinea ist der Laderaum solcher Kanus durch einen seitlich befestigten Aufbau von Brettern vergrößert. Wiederholt hatte ich solche Kanus zu benutzen und auch viele in Neu-Guinea ansässige Europäer reisen mitunter in Eingeborenen-Kanus; denn europäische Boote sind in diesem Lande schwer zu beschaffen und vor allem dort, wo man sie gerade braucht, nicht zur Stelle. Die Küstenbewohner Neu-Guineas und der umliegenden Inseln sind häufig gute und ausdauernde Ruderer, viele Stämme sind auch des Segelns kundig. Die Abbildung auf S. 8 zeigt die größte Art von Seefahrzeugen, welche die Papuas erfunden haben. Es ist das Lakatoi der Motu-Leute an der Südküste von Britisch-Neu-Guinea, welches aus vielen (in diesem Falle 14) einzelnen Einbäumen (Kanus) zusammengefeßt ist und zwei große, oben kreisförmig ausgeschnittene Mattenregel hat.

Die Landwanderungen in Neu-Guinea führen meist durch Waldgebiete, und zwar in den häufigeren Fällen durch Urwald. Am raschesten kommt man fort, wenn man den Pfaden der Eingeborenen folgt. Man erspart dadurch das zeitraubende Aushauen des Busches. Allerdings setzt dies voraus, daß man auch kundige und willige eingeborene Führer hat, die einen durch die vielfach gewundenen und oft verzweigten schmalen Pfade richtig hindurchleiten. Solche Wege legt man immer zu Fuß zurück; die Benutzung von Pferden ist nur in kleinen Küstenbezirken möglich, wo unter der Anleitung der Europäer die Pfade in Wege umgestaltet sind. Am unangenehmsten fand ich den Aufenthalt in Wäldern in der Niederung, die feuchte Hitze ist dort unerträglich. In der Regenzeit bilden sich große Wasseransammlungen, durch die man waten muß, Schwärme von Moskitos setzen sich auf die Menschen. Am meisten litt ich darunter in der Tiefebene von Holländisch-Süd-Neu-Guinea.

Viel günstiger ist es im Gebirge bei Höhen von etwa 500 Meter bis 1000 Meter. Im Schatten des dichten Blätterdaches der Bäume hat man tagsüber oft Temperaturen von nur 23 bis 25° C, auch ist das Unterholz nicht mehr so dicht, daß man leichter durchkommt. In diesen Höhen fand ich niemals Moskitos vor. Über größere Höhen habe ich keine eigenen Erfahrungen und verweise auf die ausgezeichneten Schilderungen Mac Gregors.

In bezug auf die Bekleidung bei Märschen in einem maximal feucht-heißen Klima, wie es Neu-Guinea hat, möchte ich das notwendige Minimum für das hygienischste halten. Kleider in mehreren Lagen sind immer durchschwitzig und es ist etwas Widersinniges, fortwährend in einen feuchtwarmen Umschlag gewickelt herumzugehen. Der Körper und auch der Kopf gewöhnen sich allmählich immer mehr an die Tropenhitze. Ein richtiger Tropenhut ist im Walde nicht nur entbehrlich, sondern sogar hinderlich. Keine europäische Fußbekleidung

kann der ausgezeichneten Anpassung der Eingeborenen ans Barfußgehen gleichkommen. Dasjenige was den Eingeborenen das Fliehen erleichtert und was sie so besonders geschickt und dem Europäer überlegen erscheinen läßt, ist, daß sie keine Schuhe haben. Wie leicht und sicher gehen sie doch die steilen Hänge hinauf und herab. Im Raiegebirge mit seinem lehmigen Boden und dem äußerst schroffen Gelände konnte ich nur mit meinen gutgenagelten schweren Tiroler Bergschuhen festen Fuß fassen — einen noch sichereren Tritt hatten aber doch die Eingeborenen mit ihren nackten Füßen. Die Papuas haben einen leichten, raschen und sehr gleichmäßigen Schritt, der auch bergauf und bergab fast gleich bleibt, beim Steigen merkt man auch bei den Bergbewohnern nichts, was an den „Knieweichen“, wiegenden und schweren Gang unserer Alpen erinnert. An steilen Hängen im Urwalde, wo oft die meisten Baumwurzeln in der Richtung des Gefälles herabstreichen, hat der Europäer auch trotz genagelter Schuhe seine Not — der nackte Fuß des Eingeborenen findet überall leicht festen Halt.

Und nun erst, wenn ein Baumstamm als „Brücke“ über einen Bach oder eine Schlucht gelegt ist, meist ist er auch noch feucht — da kann man oft anders als barfuß nicht hinüber, und da muß der arme beschuhte Europäer erst die langweilige Prozedur des Schuhaus- und Anziehens überstehen. Ist es da ein Wunder, wenn sich der Eingeborene überlegen fühlt, und ihm der Europäer ungeschickt und dumm erscheint? Und diese unverwüßliche Festigkeit, welche das stets geübte menschliche Sohlenleder erreichen kann! Das sieht man am besten, wenn man mit den Schwarzen längs der Meeresküste, außen am Riff zu gehen hat. Messerscharf sind oft die Schneiden des vom Meere ausgewaschenen Korallengesteins und doch gehen die Eingeborenen ohne Schmerzen darüber und Risse und Wunden davon sind recht selten.

Als Fußbekleidung empfehlen sich am besten Schnürschuhe aus Leinen, genagelt fürs Gebirge, ungenagelt für die Küste. Leder ist nicht zu empfehlen, weil man doch immer durch Flüsse waten muß und das Leder nie trocken wird. In Halbschuhe kommen zuviel Sand und Steine hinein.

In Gegenden wo es Buschmücken, diese lästigen kleinen, kaum sichtbaren Zefen, oder gar Landblutegel gibt, muß man Gamaschen, oder noch besser bis über die Knie reichende Leinenstrümpfe tragen, wie sie die Bettern Sarasin auf Celebes erfunden und erprobt haben.

Unvergeßlich bleiben mir die nächtlichen Wanderungen bei Mondschein. Leider konnten solche nicht sehr oft gemacht werden, es ging nur dort, wo ich die Gegend und das Terrain schon wohl kannte. Dieses helle, blendend weiße Licht der tropischen Mondnacht läßt die Dinge ganz anders erscheinen als unser heimisches Mondlicht. Man hört ein eigentümliches Singen und Zirpen von Heuschrecken und anderen Insekten. In der Potsdamhafener Gegend ließ sich dazwischen durch der monotone Ruf eines Vogels, einer Art Ziegenmelker vernehmen. Auf dem Sattelberg machte eine Grillenart ein Geräusch, das so klang, wie die Schelle einer Schweizer Alpenpost aus der Entfernung. Bei nächtlichen Wanderungen hat man auch Gelegenheit die Säugetiere Neu-Guineas zu sehen oder wenigstens zu hören, da diese Tiere alle eine nächtliche Lebensweise führen. Die „Wallabys“, die kleinen Kängurus erkennt man bald an dem charakteristischen Geräusch, welches das Aufhüpfen mit den beiden langen Hinterbeinen macht. Ein Satz über den Weg und das Tier ist wieder verschwunden, geschützt in dem dunklen Busch. Vor Beginn der Morgendämmerung werden die ersten Vogelstimmen hörbar und im Laufe von etwa $\frac{1}{4}$ Stunde hat das

volle Konzert begonnen; ein unbeschreibliches Pfeifen, Schreien und Kreischen. Vor Sonnenaufgang fällt die Temperatur erheblich und es tritt ein so starker Taufall ein, daß das ganze Gras naß ist, wie nach einem Regenguß.

Ein bedeutend kleinerer Teil des Landes ist mit Grasfeldern bestanden. Die Wanderung durch dieses oft manns hohe Gras ist beschwerlich und sehr schwül. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie ich durch so eine große Grasfläche auf dem Plateau von Kudukudu (in Neu-Mecklenburg Süd) hindurchmußte. Es war ein Vormittag mit vollständiger Windstille, die Sonne brannte herab, im hohen Gras wurde die Schwüle drückend. Ein ganz schmaler Fußpfad, die Grashalme reichten bis zur Schulter: man sieht den Weg gar nicht, man tastet ihn nur mit den Beinen aus. Im Anfange meines Aufenthaltes in Neu-Guinea konnte ich durch solche Felder mit ganz hohem Gras wirklich nur langsam stapfend gehen, später bekommt man Routine.

Daß die Hitze sehr groß sein muß, ist klar: man ist ja nach allen Seiten von Gras umgeben, da das Gras auch hinter einem, gleich nach dem Passieren wieder zusammenschlägt. So ist man ganz von Gras, oder besser Stroh umhüllt und dazu brennt die größte Hitze herab, welche die Tropensonne spenden kann!

Ist das Grasfeld auf einem ehemaligen Waldboden aufgewachsen, nimmt es also die Stelle ehemaliger Pflanzungen der Eingeborenen ein, die ja meist auf frisch gerodetem Waldboden pflanzen, so sind liegen gebliebene und nicht ganz verbrannte Baumstämme ein unangenehmes Hindernis. Der Neuling fällt darüber oder stößt die Schienbeine an; später lernt man, wie die Schwarzen, all die Hindernisse sehen und ohne Aufenthalt überwinden.

Auf diesen, viele Meilen langen Grasfeldern auf der Terrasse von Kudukudu sind keine Spuren früherer Bewaldung zu entdecken; es war wohl immer Grasfeld, wahrscheinlich ist der Boden zu karg.

Trotz Hitze und allem verfehlt doch der schöne Ausblick von dieser Terrasse bei Kudukudu über das Meer nicht seine Wirkung: das schmale Vorland unten ist den Augen ganz verschwunden, der Rand des gelbgrünen Grasfeldes grenzt sich scharf gegen das tiefblaue Meer ab; der Kontrast der beiden Komplementärfarben gelb und blau ist kolossal bei der grellen Beleuchtung. In großem Bogen dehnt sich die weite Bucht von Kudukudu aus. Ganz draußen am Horizont sieht man die Insel Lihir¹, zackige Felsberge, hellblau; genau über der Insel schwebt eine Wolke, die einzige am ganzen Himmel, es ist die sichtbar gewordene Verdichtung der Luftfeuchtigkeit über dem noch kühleren Fels. Es sieht aber aus, als ob die Berge rauchen würden und alle Berge von Lihir Vulkane wären.

Der Blick meerrwärts zeigt ein echtes Tropenbild; sieht man landeinwärts gegen das Gebirge vor uns, so glaubt man eine nordische Berglandschaft vor sich zu haben: zahlreiche, verschieden geformte Berge, spitze Pits und gerundete Kuppeln türmen sich vor uns auf, Dunst und Nebel in den Tälern, die Perspektive koulissenartig verschärfend; stellenweise steigt Höhenrauch auf und manche Bergspitze ist schon von einer bleiernen Wolkendecke verhüllt. Das sind die unvergleichlichen Reize eines für diese Länder typischen Landschaftsbildes und es ist kein Wunder, daß auch der moderne Kulturmenschen trotz der vielfachen Ent-

¹ Auf den Karten „Gérard Denys“.

behrungen Neu-Guinea und seine Inseln liebgewinnt und sich wieder dahin zurückseht.

Als urwaldbewachsenes tropisches Bergland ist Neu-Guinea sehr wasserreich. Die vielen reißenden Gebirgsbäche erschweren oft sehr das Vorwärtskommen, namentlich bei Regengüssen, wo sie zu mächtigen, die ganze Breite der Talsohle ausfüllenden Wassermassen angeschwollen sind. Geht man in der Nähe des Meeresufers, so hat man die träge dahinfließenden oder gestauten Gewässer zu durchwaten, was der Krokodile wegen oft nicht ungefährlich ist. Ich erinnere mich an einen Marsch in Neu-Mecklenburg, bei dem ich an einem Tage 14 Flüsse an der Mündung zu durchwaten hatte, von denen zwei so tief waren, daß das Wasser mir bis über die Schultern reichte.

An verlässlichem Trinkwasser ist in Neu-Guinea kein Mangel. Aus den Gebirgsbächen kann man ohne Bedenken trinken, außerdem gibt es fast überall noch Quellen. Die Kolonisten haben neben ihren Häusern große Regenfässer aus Wellblech, sogenannte Tanks. Darin wird das vom Dache ablaufende Wasser gesammelt. Die Europäerhäuser sind immer mit Wellblech gedeckt, so daß das ablaufende Wasser rein und ohne weiteres trinkbar ist. Natürlich hat es die Lufttemperatur, Eismaschinen gibt es nicht in Neu-Guinea. Aber man gewöhnt sich bald an Regenwasser von 22° bis 25° C als hauptsächliches Getränk.

Die Frage der Ernährung ist für das Leben in einem tropischen Malarialande, wie Neu-Guinea sehr wichtig.

Auf den Märschen kann man kaum Zeit und Gelegenheit zu mehr als einer größeren Mahlzeit finden; man nimmt diese dann am besten wie die Eingeborenen des Abends ein. Tagsüber kann man sich mit Kokosnüssen behelfen. Meist haben die Leute deren genügend viele, so daß sie dieselben gerne an den Fremden verkaufen. Der Eingeborene steigt auf die Palme hinauf, bricht die reifen Nüsse ab und läßt sie herabfallen.

Bei meinen Wanderungen nahm ich oft außer der Schrotbüchse und der Munition nur etwas Salz, Pfeffer, Tee, Zucker, Zwieback und Butter mit. Anfangs hatte ich mich mit Konserven belastet, aber ich konnte bald nicht mehr viel davon vertragen. Dagegen gewöhnte ich mich an die Knollenfrüchte, welche die Eingeborenen bauen, die Taro und Yams¹; man findet diese entfernt kartoffelähnlichen Früchte wirklich gut, besonders, wenn man Salz und gute Konservenbutter dazu gibt. Das wichtigste Wild, das auf Neu-Guinea erbeutet wird, sind Tauben. Es gibt Fruchttauben von Hühnergröße, die Krontauben (Gourtauben) erreichen die Größe einer Gans.

In den Hauptorten, in Herbertshöhe, Friedrich-Wilhelmshafen, Port Moresby und Samarai gibt es Hotels, die im Tropenstile eingerichtet und von den anlaufenden Dampfern mit Lebensmitteln aller Art reichlich versehen sind, so daß also auch jemand, der Neu-Guinea ohne Entbehrungen sehen will, das bequem tun kann, wenn er sich auf diese Orte beschränkt. Auch sind die gesundheitlichen Verhältnisse in den gegenwärtigen Hauptorten derart, daß die Gefahr, eine schwere Malaria mitzubringen, gering ist. Bei langem Aufenthalte ist allerdings die Bekanntschaft mit dieser Krankheit unvermeidlich. Durch die moderne zweckmäßige Behandlung mit Chinin hat aber auch dieses Übel viel von seinem Schrecken eingebüßt.

Meine Standquartiere schlug ich immer an den vorgeschobenen Posten der Zivilisation auf, an Orten wo ein Regierungsbeamter, Missionär, Pflanzer oder

¹ Genäcse aus den Familien von Arum und Collocasia.

Händler mitten unter den Eingeborenen wohnt. Solche Kolonisten führen ein sehr einsames und entbehrungsreiches Leben, und ein Besuch ist ihnen eine erwünschte Abwechslung. Immer fand sich ein Schlafraum für mich, und ich führte mit dem betreffenden Herrn dann gemeinsamen Haushalt.

Auf meinen Wanderungen hatte ich kein vollständiges Zelt mit, sondern nur Zelttücher, weil die Zeltstangen in einem so baumreichen Lande wie Neu-Guinea ein unnützer Ballast sind. Aber auch diese Zelttücher benutzte ich nur, wenn ich in Britisch- und Holländisch-Neu-Guinea die Beamten auf Expeditionen begleitete, und wo gerade Gründe vorlagen, nicht in den Papuadörfern zu schlafen. Ging ich allein, so übernachtete ich immer in einer Eingeborenenhütte. Sie sind ganz entsprechend regendicht und luftig genug. Fenster gibt es meist keine, sondern nur eine Eingangsöffnung. Die Abbildung auf S. 9 veranschaulicht den Hausbau. Man sieht daselbst ein Haus auf Pfählen mit einem verandaartigen Vorbau.

Die Papuas und Melanesier sind Völker, die in viele kleine Stämme zersplittert sind und häufig in Stammesfehde leben. Viele Stämme sind überhaupt sehr kriegerisch und auch Kannibalismus ist weit verbreitet. Ich selbst kam aber in dieser Beziehung nie in Schwierigkeiten und Gefahren. Alle die Europäer, bei denen ich wohnte, hatten gute Beziehungen zu dem Stamme, unter dem sie lebten, die Freundschaft der Eingeborenen wurde dann auch auf mich übertragen. An vielen Orten wußten auch die Leute, daß ich mich des Schutzes der Regierung erfreue. Kam ich in fremde Gebiete, so geschah das immer allmählich, so daß die Leute dort schon von meinen guten Absichten überzeugt waren. Natürlich unterließ ich alles, was die Leute in ihren Gefühlen verletzen könnte. Aus Zorn und Rachsucht lassen sie sich leicht zu einer unüberlegten Tat hinreißen. So sind mir mehrere Fälle bekannt, wo ein Weißer von seinem eigenen Diener mitten in der Niederlassung, die sonst vollständig friedlich und sicher war, niedergeschossen wurde. Obzwar im eigenen Stamme Diebstahl fast unbekannt ist, kommt es doch vor, daß der Fremde ausgeraubt wird. Hat man in einem fremden Gebiete viel Tauschwaren ohne genügenden Schutz mit sich, so wird die papuanische Habsucht in gefährlicher Weise gereizt.

Die Abbildung auf S. 16 zeigt einen Vertreter der papuanischen Rasse. Der alte Mann hat eine Trauermütze und Trauerschmuck, für gewöhnlich wird gar keine Kopfbedeckung getragen. Eine solche ist bei dem sehr reichen, meist krausen Haar der Papuas auch überflüssig. Die Trauer nach verstorbenen Verwandten wird besonders gefeiert.

Die Sprachen in Neu-Guinea sind in verschiedenen Gegenden und bei verschiedenen Stämmen höchst verschieden. Die Sprachforschung deckt allerdings im grammatikalischen Bau und in den Sprachwurzeln Verwandtschaften auf; dem, der die Sprachen erlernen will, um sie zu sprechen, erscheint aber doch jede wieder ganz fremd. Außerdem sind diese primitiven Sprachen an und für sich schwer zu erlernen, sie enthalten eine Fülle konkreter Einzelbezeichnungen und schwierige Abwandlungen. Eine wirklich richtige Kenntnis der einen oder anderen Eingeborenen Sprache fand ich nur bei Missionären oder Regierungsbeamten, die sich jahrelang mit Eifer diesem Studium gewidmet haben. Ich mußte daher, um komplizierte Dinge zu erkunden, von der Freundlichkeit dieser Herren Gebrauch machen. Für die täglichen Bedürfnisse genügt natürlich eine oberflächliche Kenntnis der wichtigsten Worte, die man, ohne sich in die Schwierigkeiten der Abwandlung einzulassen, nebeneinander setzt. Soweit ist man meist schon nach

kurzer Zeit. Eine große Hilfe sind das Pidgin-Englisch und das Malaische, welche beide in manchen Landesteilen von den Eingeborenen gesprochen werden, die schon mit den Weißen zu tun gehabt hatten.

Wichtiger noch, als daß sich der Reisende mit den Eingeborenen in ihrer Sprache verständlich machen kann, ist, daß er sich überhaupt mit ihnen gut versteht und ihr Vertrauen und damit die Macht über sie gewinnt.

Die Jaila.

Von B. Schleiff in Posen.

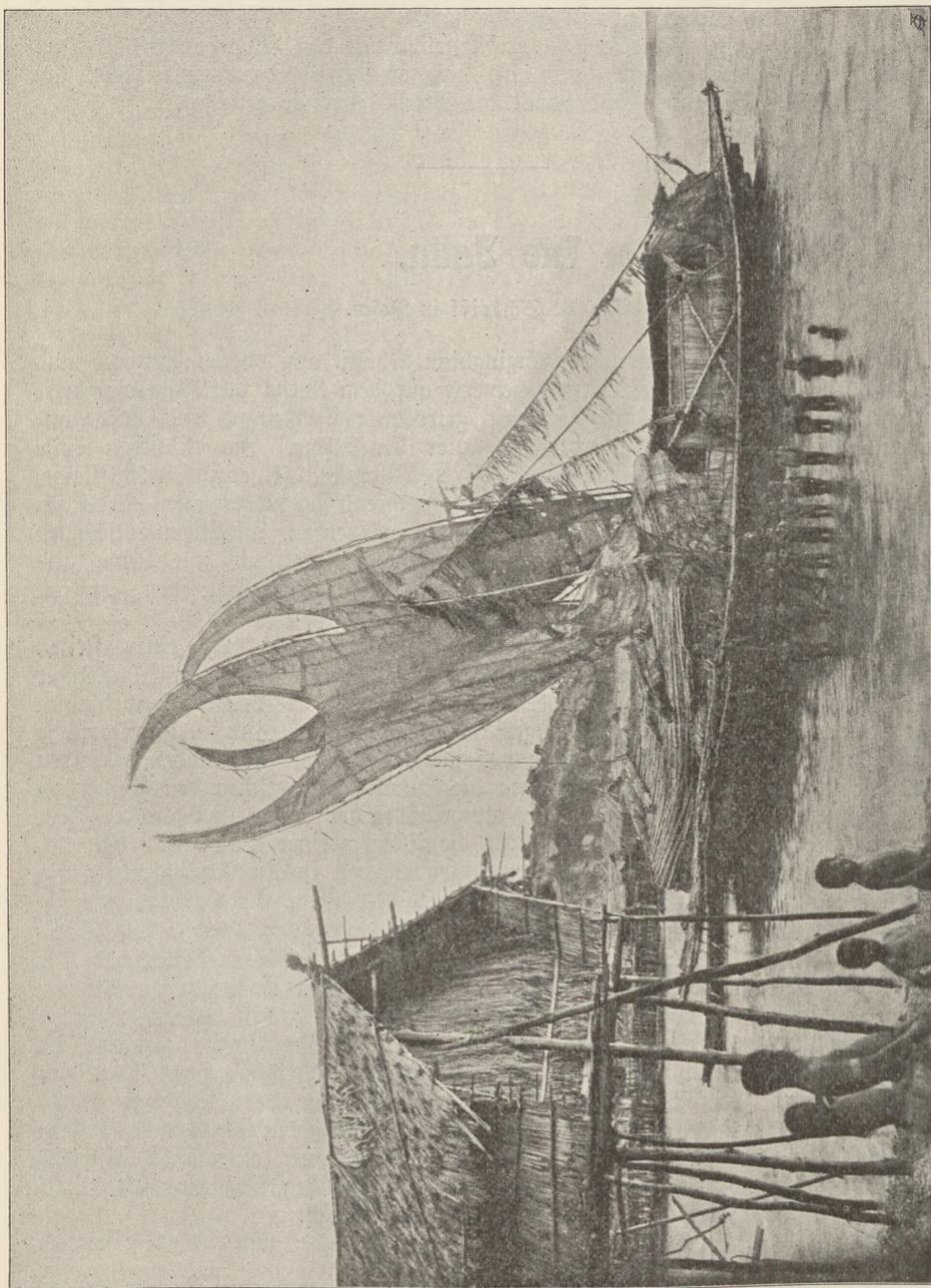
Der Reisende, der von der Erzinghian Dvassi am oberen Euphrat aus das Pontische Gebirge überschreitet, bemerkt auf dem Wege zur Küste eine dreifache Bauart der Häuser. An der Luft getrocknete Lehmziegel sind das Baumaterial der niederen, würfelförmigen Häuser der Ebene. Im südlichen Teile des Gebirges treten unbehauene Felsen: Quarzite, Fasergips, Kalksteine, Syenit, Porphyrr an die Stelle der Ziegeln, während im walddreichen nördlichen Teile unbehauene Baumstämme roh zusammengesfügt werden. Die Ritzen und Fugen zwischen den Stämmen werden mit Moos ausgestopft und mit Lehm und Rindermist verschmiert. Eines ist allen drei Arten gemeinsam: den Fenstern fehlen die Scheiben und den Türen die Schlösser.

Ein eigentümlicher Anblick solch ein pontisches Dorf! An einen steilen Abhang geklebt oder von einer Bergnase aus schauen die schweren Blochhäuser trutziglich ins Tal. Enge, gewundene, leicht zu verteidigende Wege führen hinauf. Alles ist zu Trutz und Abwehr eingerichtet. Drei, fünf und mehr Dorfteile (Mahalle) gehören zusammen, führen den gleichen Namen und haben denselben Mukthar und denselben Iman, trotzdem die Entfernung zwischen den Teilen oft mehr als eine Stunde beträgt. Gar oft erinnert der Name noch an die Zeit, wo ein Dere Bey, „ein Talherr“, über die Dörfer eines Tales ein väterlich feudales Regiment führte, sich um den guten Sultan in Konstantinopel wenig oder gar nicht kümmerte und, den Reichsrittern des Mittelalters gleich, wie ein kleiner Fürst oder — ein großer Räuber, schaltete und waltete. Die Dorfverfassung und Gliederung ist somit ganz entgegengesetzt der Gliederung der Dörfer auf der bithynischen Halbinsel, wo oft Bruchteile eines Dorfes, die nur einige Minuten voneinander entfernt sind, verschiedene Namen führen.

Einen eigentümlichen Eindruck macht ein pontisches Dorf besonders im Sommer. Tot und still liegt es da. Kein Haushahn kräht, kein Hund fährt uns bellend entgegen, kein Rauchwölkchen kräufelt sich über dem schweren Dach! Müden Augenlidern auf schlaftrunkenen Augen gleich, senken sich schwere Balkenverschlüge über die Fensterhöhlen. Erstorben, unfreundlich, ungasflich liegt das Dorf da. Niemand tritt uns entgegen, niemand heißt den Mussafir (Gast) mit freundlichem „Hosch geldin! Sefa geldin!“ willkommen.

Wo blieben die Dörfler? Sind sie einer Seuche zum Opfer gefallen? Sind sie in ferne Lande ausgewandert?

Drei Mahalles haben wir bereits durchritten. Im vierten endlich die erste Menschenseele! Ein etwa fünfzehnjähriger Bauernbursch ist's. Er kehrt aus



Sakatai großer Segelfloß der Motuz-Lente. (Zu S. 2.)
(Nach einer photographischen Aufnahme von Dr. R. Böck.)

dem etwa fünf Stunden entfernten Gümüschhane zurück, wo er auf dem Markte Butter, Eier, Joghurt und Käse verkauft hat.

„Kjölüler venede dir?“ (Wo sind die Dörfler?) fragen wir.

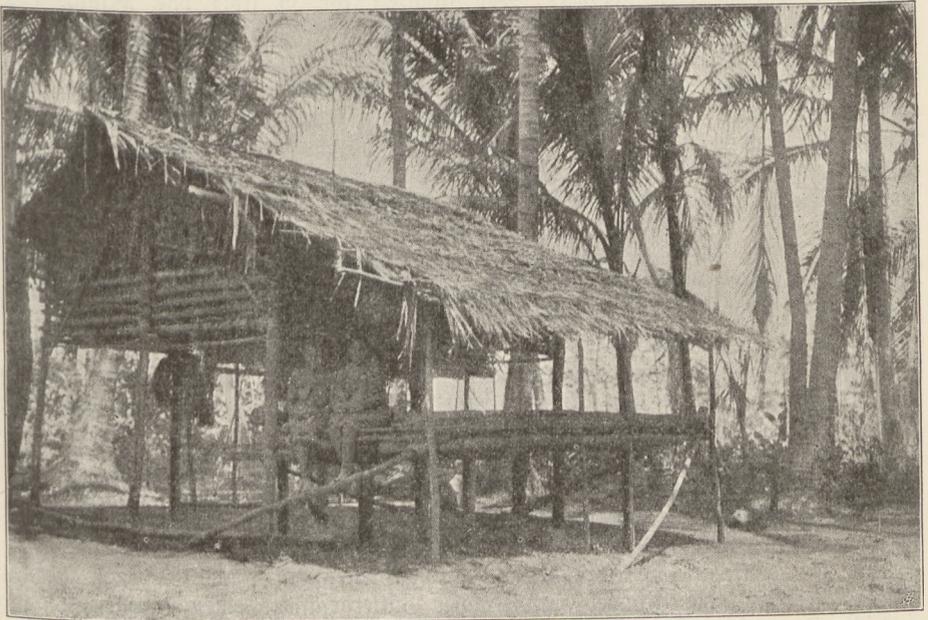
„Jailada!“ (Auf der Jaila!) ist die Antwort.

„Wo liegt eure Jaila?“

Der Bursch weist mit der Rechten auf das vor uns emporsteigende Gebirge. „Kommt mit, Effendim, und bleibt als Gast da oben bei uns.“

Eine kurze Beratung mit unserem Saptieh; dann folgen wir der freundlichen Einladung.

Nackt liegt der schwarzgraue Fels da. Spärliche Pflanzen sprossen empor. Einige Nelken, Storchschnabel, Glockenblumen, Schafgarben, Kamillen, weiter



Papuanisches Wohnhaus auf Pfählen (Stamm der Kworaff). (Zu S. 6.)

(Nach einer photographischen Aufnahme von Dr. R. Pösch.)

nach oben einige Fetthennenarten versuchen den Fels zu umkleiden. Aus einer Schlucht leuchtet ein Schneefeld hervor; von ihm aus perlt ein Wasserfaden, ringsum von hellgrünem Grasbande umwunden, in die Tiefe. Ab und zu bemerken wir einen Wiedehopf, der seinen bunten Federschopf auf- und niederklappt, oder eine langschwänzige Elster, die von einem Felsvorsprung uns vorsichtig anäugelt. ein paar schöne Felsstauben, die zu verfolgen des Wohammedaners frommer Glaube verbietet, und oben in den Lüften den stolzen Fluges kreisenden Lämmergeier.

Die Höhe ist erreicht. Unser Pfad klettert den Nordhang des Bergriegels hinab. Ein ganz anderes Bild bietet sich dem Auge. Während der Südhang der Berge im pontischen Alpenlande kahl erscheint, ist der Nordhang meistens

bewaldet. Ungefähr 200 bis 250 Meter steigt der Wald auf dieser Seite höher. Denn hier senkt sich der Nebel vom Schwarzen Meere hernieder, hier entladen die diesem Meere entquollenen Wolken ihre Niederschläge, während die Südseite den dörröden Winden der Hochebene ausgesetzt ist.

Azaleen und pontischer Rhododendron bedecken die Vorsprünge der Berge, schlingen ihre Zweige zu undurchdringlichem Geslecht ineinander und streuen bei dem geringsten Windhauch ihre goldgelben und purpurroten Blütenglocken auf unsern Pfad. Dann tauchen wir unter in das Dunkel des pontischen Tannenwaldes. Wie seid ihr doch schön, ihr pontischen Fichten, mit euren ernstern, dunklen, kurzadeligen Blättern, euren dunklen, stolzen Wipfeln und euren schlanken Stämmen! Welch hehre, feierliche Stille webt doch geheimnisvoll in eurem heiligen Tempel! Wie schüttelt ihr so stolz das Haupt, als fragtet ihr erstaunt wie eure Türken: Was suchst du, Fremdling, hier in diesem weltentlegenen Tal? Ich grüße euch, ihr edlen Stämme! Ach, nicht gar lange mehr wird's währen, da dringt des modernen Menschen Geldgier auch in euer stilles Tal. Auch deine Tage sind gezählt, du pontischer Wald! Nur wenig Tagereifen sind's, da höre ich, wie gierig klirrend durch der Bäume Mark die Säge schnarrt, wie die scharfe Art die stolzen Wipfel fällt und wie gleich meterhohen Stoppeln nur tote Stümpfe trostlos und schaurig auf zum Himmel ragen.

Noch eine niedrigere Schwelle überschreiten wir, dann hören wir Herdenglocken, Meckern der Ziegen und Bähnen der Schafe, eine blumige Au liegt vor uns. Wir sind am Ziel.

Dort sind bereits die Hütten der Dörfler! Nahe einem rauschenden Wasserfalle hat unser Wirt Kara Achmed sein Haus gebaut. Langhaarige Hunde fahren uns bellend entgegen. Ein scharfer Pfiff ruft sie zurück. Wir folgen der einladenden Handbewegung und treten näher.

Die Sommerwohnung unseres Gastfreundes ist vierstöckig. Sie ist so an den Felsen geklebt, daß dieser die Rückwand der Gebäude bildet und daß das Dach jedes tiefer gelegenen Stockwerkes einen freien Platz vor dem höhergelegenen bildet. Der unterste Raum enthält die Viehställe, der zweite birgt die Geräte, der dritte ist das Haremlik, der vierte Bienenschauer und Empfangsalon. Ausmöbliert sind die Zimmer mit einigen Buttergefäßen, einem großen Kessel zur Bereitung des Joghurt, einigen Spanförfen und Holzgefäßen zur Aufbewahrung der Milch und der Butter und einem Topfe zum Kochen des unvermeidlichen türkischen Kaffees. Eines besonderen Wortes bedürfen vielleicht die Spangefäße, die aus dem harzarmen Holze der pontischen Fichte hergestellt und als Trinkbecher, Wasser- und Milchgefäße gebraucht werden. Sie sind so sorgfältig gearbeitet, daß kein Tropfen durchsickert.

Unser Wirt ist ein stämmiger, untersterer Türke mit sonngebräuntem Antlitz und etwas finstern Zügen. Er empfängt uns in dem Obergeschoß und heißt uns herzlich willkommen. Er beschäftigt sich gerade damit, einen neuen Bienenkorb zu schnitzen. Ein etwa meterlanges Stammstück der Fichte wird gespalten, das Innere mit einem Messer ausgehöhlt, beide Teile übereinandergelegt und die Fuge mit Lehm und Kuhmist verschmiert. Die Baute ist fertig. Das etwas vorspringende Ende der unteren Hälfte bildet das Flugbrett. Merkwürdig, wie wenig sich im pontischen Gebirge, wie wenig sich im Oriente überhaupt verändert, wie zäh der Bauer und der Städter am alten hängt und wie sich Gesetz und Sitte von Geschlecht zu Geschlecht vererben! Religion, Ver-

fassung, Sprache haben sich umgeändert: Sitten und Gebräuche, Geräte und Trachten sind heute noch so wie zu der Zeit, da Jason das Goldene Vließ vom kolchischen Gestade holte. So wie jetzt mochten schon die Bienenstöcke fertig worden sein, aus denen sich Xenophons Griechen den Honig holten; und wie jene an dem Genuß des Tollhonigs erkrankten, so findet man auch heute noch giftigen Honig, den nur der Kundige an gewissen Merkmalen erkennt. Man vermutet, und die Bauern des Gebirges behaupten es, daß die schönen aber giftigen Blüten des Rhododendron dieses Gift bergen. Sie nennen daher diese Blumen Aghy Tschitschekleri (Giftblumen) und den Honig Deli Bal (Taumelhonig). Aristoteles und Aelian schreiben dem Honig aus den Buchsbaumblüten, andere dem aus der Traubenkirsche diese heraufschende, giftige Wirkung zu.

Eine prachtvolle blumige Matte breitet sich vor unserer „Villa“ aus. In allen Farben sprossen die Blumen aus dem kurzen, kräftigen Grase hervor. Blaue Glockenblumen erglänzen neben gelbgrünen Kefeden, gelben und roten Papaverazeen, roten und weißen Zistrosen und rosenfarbigen Stabiosen. Reich sind besonders die Papilionaceen, Labiaten und Strophularien und die Compositen vertreten. Chamomilla, Centaurea, Artemisia, Achillea kommen in vielen Arten vor, daneben eine ganze Reihe von Salvia, Thymus, Satureja, Veronica, Linaria, Alectorolophus, Odontites und Pedicularis, besonders aber Trigonella, Medicago, Melilotus, Coronilla, Onobrychis, Vicia und Lathyrus.

Das Haus unseres Wirtes ist nach landläufigen Begriffen fast ein Palast. Auf weiteren Wanderungen (kreuz und quer) durch das Gebirge fanden wir gar manche Jaila, die nur aus einem von dünnen Stämmen getragenen Dache aus Tannenzweigen und Erde bestand. Die innere Einrichtung ist nirgends reicher. Stühle, Tische, Schränke fehlen; das Bett liefert ein auf die Erde ausgebreitetes Bündel blühender Wicken, und wenn auch diese fehlen, hüllt man sich einfach in den Mantel und schläft. Und man schläft gut im pontischen Gebirge, wenn man des Tages den Spuren des Braumbären durch die Schluchten und Bergstürze folgte oder die gewandte Gemse, den anatolischen Muflon, die gewandte Bezoarziege und das scheue Königshuhn im Hochgebirge zu beschleichen versuchte.

Und wie schön faulenzet es sich doch wieder auf der Jaila! Eine göttliche Faulheit packt uns. Am rieselnden Duell unter Azaleengebüsch, am Rande der Schneehalde, umringt von grasenden Schafen und Herden schlaffohriger Ziegen, fern von dem Lärm der Stadt, in der reinen würzigen Luft des Gebirges: wie schön träumt sich's dort oben auf der Hochweide! Hier lernt man erst fühlen, nicht verstehen, was der Türke „Kef“ nennt.

Und überall, wo man einkehrt, findet man ein froh Willkommen, bringt man doch Kunde aus der großen Welt, aus dem Ringen und Drängen der Völker und ist doch jeder Türke, auch in dem entlegensten Dorfe, ein Politiker. Und überall findet man herzlichste Gastlichkeit. Schöne Butter und trefflicher Käse, Joghurt und Honig, Miran und Eier, nebst dünnen, in der Asche gebackenen Fladen werden uns vorgesetzt. Fleisch kommt überhaupt selten, im Sommer fast gar nicht auf den Tisch des Pontikers, es sei denn, daß gelegentlich ein Jaban Ketschi (Bezoarziege, Gemse oder Muflon) erlegt ward. Aber auch das geschieht selten, da der Pontiker kein Jäger vor dem Herrn ist.

Welch herrliches Leben führt die Jugend im Gebirge! Da gibt es keine finstere Schulstube, keine Bücher, keinen Rohrstock. Der gestrenge Chodscha

(Lehrer) ist zwar auch hinaufgezogen; aber er hat eben auch Ferien und übernimmt nur die Rolle des Vorbeters in der Moschee, die durch ein Rechteck nebeneinandergelegter Steine, von denen ein größerer die Richtung nach Mekka angibt, markiert wird.

Ein vielleicht weniger angenehmer Gast ist der türkische Beamte, der den Bauern bis auf die Hochweide folgt, damit die Schafe auch dort in aller Form rechtens geschoren werden.

Eines der interessantesten Zailendörfer ist der große Flecken Ghörtüm in der Nähe des Karfut Su in der Mitte zwischen Gümüşhane und Tripolis.

Hier wird in jedem Monat ein berühmter Markt gehalten. Tausende von Leuten, Männer, Weiber und Kinder versammeln sich hier. Oft haben die Leute 20 Wegstunden zurückgelegt, die Frauen manchmal ihre Kinder auf dem Rücken tragend. Und weshalb? Um vielleicht für 5 Piafter Butter, 5 Piafter Käse und 10 Piafter Joghurt zu verkaufen und dafür von dem Abschem, dem persischen Kaufmann, etwas Zucker, Kaffee und Tee, Baumwollwaren oder europäische Schundartikel einzutauschen. Alle Völker des Gebirges geben sich hier ein Stellbischen. Man sieht Perser und Türken, Griechen und Armenier, Kurden und Lazen in ihren verschiedenen Trachten. Die Nacht verbringt man natürlich unter freiem Himmel. Nach Beendigung des Marktes hört das bunte Getriebe wie mit einem Schlage auf, die Zaila liegt wieder still und friedlich da und Raubvögel und Krähen senken sich auf die Gefilde nieder, um sich des Abfalls zu bemächtigen.

Auch auf dem Wege zwischen Trapezunt und Kerasun finden wir während des Sommers die ganze Bevölkerung der Dörfer auf den Zailen. Hier aber ist es besonders die Furcht vor dem Fieber, das sie ins Gebirge treibt. Trifft man dennoch einen Dörfler an, so schließt er sicherlich während der Nacht Tür und Fenster aufs sorgfältigste, um die bösen Dünste nicht einzulassen.

Der Zailenbetrieb ist echt und recht türkisch, sind doch die Türken im Grunde ihres Herzens auch heute noch Hirtenvölker mit allen Tugenden und Fehlern solcher Stämme. Ihre Biederkeit, Gastlichkeit, Ruhe, Tapferkeit, Offenheit, aber auch die Unfähigkeit, sich verwickelteren Kulturverhältnissen anzupassen, hängen damit zusammen. Ganz diesem Leben ergeben sind die Stämme der Nürükken, deren Zailen man auf den Gebirgen zwischen Bey Schehir- und Egerdir Giöll, auf dem Bos und Dawrus Dagh und dem Kel Tepe südlich vom Sabandschasee antrifft.

Aber auch in der europäischen Türkei ist die Zailenwirtschaft weit verbreitet. Hier sind es in Makedonien besonders die aromunischen Stämme der Rußowalachen oder Zinzaren, die solche halb oder ganz nomadische Lebensweise führen.

Ein Dorf der mehr festhaften Aromunen, der Karaguni (Schwarzröcke), sieht zwar ganz anders aus als ein pontisches Gehöft; aber auch hier zieht während des Sommers der größte Teil der Einwohner in die Berge, um da selbst in beschaulicher Stille des Viehes zu hüten.

Weit schärfer jedoch ist der Nomadentypus bei den Stämmen der Farscherioten ausgeprägt. Während die Karaguni wenigstens feste Weideplätze haben, die Dorfgemeinden, manchmal auch die einzelnen Familien ihre eigenen Berge besitzen, ziehen die Farscherioten noch heute nach der Weise Abrahams und Lots im Lande umher. Weideplätze werden von ihnen gemietet, und wenn ein solcher Platz das Vieh nicht mehr ernähren kann, so heißt es von ihnen:

„Mache dich auf und zeuch durch das Land in die Länge und Breite!“ Vom Amselfeld zum Golf von Korinth, vom Rhodopegebirge zum Tekir Dagh gehen diese Wanderungen der Farscherioten.

Wie die Hirtentruppen des Alten Testaments sich um einen ehrwürdigen Patriarchen gruppieren, so stehen auch diese farscheriotischen Hirten unter Führung eines Stammältesten, des Rechaja oder Tschelnik, der die Sippe (Falkare) nach außen vertritt, die Steuern bezahlt, Weidgerechtigkeiten erwirbt, das Vermögen verwaltet, Streitigkeiten schlichtet und Heiraten vermittelt. Die Würde des Tschelnik erbt für gewöhnlich vom Vater auf den Sohn; doch wählen unter bestimmten Verhältnissen sich die Glieder der Sippe auch ein neues Oberhaupt.

Unbeschreiblich elend sind die Sommerhütten der Farscherioten. Aus Schilf, Reisig, nur selten aus Steinen errichtet, haben sie fast stets nur einen Raum, höchstens ist das Frauengemach durch Flechtwerk vom Hauptteil abgegliedert. Ein schlechter Teppich bedeckt den Fußboden, ein paar Steine bilden den Herd, einige Kupfertessel sind der ganze Hausrat.

Die Zeiten haben sich allerdings geändert. Enger werden den Hirten die Grenzen gezogen. Die griechische Grenze ward ihnen bereits gesperrt; Ost-rumelien ist ihnen verschlossen. Während sie früher ungehindert von der Dobrudscha zum thrakischen Chersonnes, vom Wardar zur Maina wanderten, wird ihnen jetzt von Jahr zu Jahr ihr Weidgrund eingeengt und allgemach muß der Farscheriote sein Wanderleben aufgeben.

Der rumänische Dichter Bolintineanu läßt in dem schönen Poem: „Testamentul unui pastor“ einen sterbenden zinzarischen Hirten zu seinen Hunden sagen:

„Und mein Grab, ihr meine Hunde,
Grabt es nahe bei Zora! — — —
Meine Waffen, die geliebten,
Bringt hinüber dem Romanen,
Keinem Griechen laßt die Waffen.
Meine Lanze bringt, die schwere,
Hin dem tapfern Ardelanen (Siebenbürger),
Meinen Ballasch dem Walachen,
Und von Eschenholz den Bogen
Bringt dem kühnen Moldovaner.
Bringt mein Roß dem Albaneser,
Der gerecht ist und ein Held.“

Das Hirtentum Makedoniens, das Zailenleben in der europäischen Türkei geht seinem Ende entgegen und ein Stückchen wilder Poesie stirbt damit aus. Ob aber, wie der Dichter singt, gerade die Dako-Romanen das Erbteil ihrer Stammesverwandten antreten werden, wird erst die Zukunft lehren.

Von Adis Ababa über den Assabot nach Dschibuti.

Von Friedrich S. Dieber in Wien.

Am 12. August waren wir von unserer Reise nach Kassa wieder in Adis Ababa, der Hauptstadt Abessinien's, eingetroffen. Nach dem nahezu fünfmonatlichen Hausen im lustigen Zelte nuteten uns die primitiven Rundhütten des

„Hotel Terras“ als der Inbegriff allen Komforts an. Wie unsere Burjchen es sich bei den Fleischtöpfen und Bierkrügen Abis Ababas wohl ergehen ließen, freuten auch wir uns der wohlverdienten Raft.

Doch der mir vom k. k. Handelsministerium erteilte Urlaub war in sechs Wochen zu Ende und ehe ich noch recht zum Genusse der Ruhe kommen konnte, mußte ich zur Heimkehr rüsten.

Von der äthiopischen Hauptstadt führen drei Wege hinab zur Küste, d. h. nach Direh Daua, der vorläufigen Endstation der äthiopischen Eisenbahn. Der begangenste dieser Wege ist der sogenannte Tschertscherweg. Derselbe führt durch das Gebiet der Gombitschu-Galla und die schoanische Provinz Mandschar, am Fantalehgebirge vorbei, über den Hawasch in das Hochland von Harar hinauf. Er durchzieht dann Tschertscher und Harargie bis an den Haramajasee, wo er die Fahrstraße von Direh Daua nach Harar erreicht. Seine Länge beträgt vierzehn bis zwanzig Marschtage. Dieser Weg ist, da er nahezu unwegsamem Bergland durchzieht, nur für Maultiere gangbar und auf ihm wird nahezu ausschließlich der Handelsverkehr und Warentransport zwischen Harar und Abis Ababa durch schoanische Negadi, d. i. Kaufleute, abgewickelt. Er bietet, mit Ausnahme des Gebietes am Fantalehgebirge, das ganze Jahr hindurch Wasser und Weide für Lasttiere. Die Lagerplätze an diesem Wege sind: Afaki, Tscheffi Densa, Schonkura, Gotaburka, Manaballa, Tschoba, Tadettscha Malka, Fantaleh, Katschin Dhha, Hardaga, Laga Hardime, Galamso, Karakurkura, Boroma, Kuni, Amanuel, Tullu, Burka, Deru, Laga Gaba, Tschalanko, Ekka, Karssa, Haramajasee, Harar oder von Karssa nach Direh Daua hinab.

Diese Lagerplätze werden von alters her bezogen und ein Negadi würde fürchten, sein Seelenheil zu verwirken, wenn er sich herbeiließe, seine Maultiere an einem anderen Platze abzuladen.

Landschaftlich bietet der Tschertscherweg großen Reiz. Er führt von Hardaga ab durch bewohnte Gebiete, durch Wald und Ackerland, an blauen Seen vorbei und über malerische Bergzüge. Er ist jedoch in der Krempf, d. i. in der Regenzeit — an deren Höhepunkt wir uns Ende August befanden — sehr beschwerlich.

Der zweite Weg zur Küste, der Bilenweg, die alte Karawanenstraße von Schoa zum Meere, zweigt bei Tadettscha Malka vom Tschertscherwege ab und führt an den heißen Quellen von Bilen vorbei über den Hawasch durch die Wfarsteppe. Er ist den größten Teil des Jahres infolge Futtermangels und Wasserknappheit nur für Kamele gangbar.

Seit 1902 ist ein dritter Weg in Aufnahme gekommen, der sogenannte Affabotweg. Derselbe zweigt bei Katschin-Dhha vom Tschertscherwege ab und führt über das Affabotgebirge südlich des Bilenweges, am Fuße des Hochlandes von Harar nach Erer Gota, wo er sich mit dem Bilenwege vereinigt. Er bildet die kürzeste Verbindung zwischen dem Hawasch und Direh Daua, wird jedoch von den Negadi sehr wenig begangen. Ich hatte diesen Weg schon im Jahre 1904 auf meiner Reise nach Schoa mit Kamelen gemacht und wählte denselben als die bequemste Route auch diesmal.

Am 2. September war ich reisefertig. Am vorhergehenden Abend hatte mich der Kaiser in Abschiedsaudienz empfangen. Die Abschiedsbefuche bei Minister Mg und den Gesandtschaften waren auch erledigt und so konnte ich meine Karawane um 10 Uhr — in strömendem Regen — abziehen lassen. Ich hatte von einem meiner abessinischen Freunde, dem Schriftgelehrten Negatu, d. i. Morgen-

rot, auch Wolde Mikael genannt, zwölf Dschanet d. i. Last-Maultiere gemietet, mit einem Mele als Negadras, d. i. Karawanenchef, und drei Treibern, namens Wolde Giorgis, Ditschemi und Agabo.

Ich selbst nahm unseren Somali Jussuf als Koch und Korporal, meinen alten Zeltdiener Gabre Mariam, einen kleinen Raffitscho Schahibtscho, einen Godschamer Seleka und einen Amaja-Galla, Mohamed mit, als Mittläufer schlossen sich ein Dschimma-Galla und ein Galla aus Schoa an, ersterer Solen, letzterer Faissa genannt.

Gegen 2 Uhr ritt ich ab. Baron Mylius und der Hotelier Terras begleiteten mich und ein gutes Stück Weg folgten mir die hände- und füße-küssenden Soldaten. Der Weg führte an der kaiserlichen Gibi, d. i. Pfalz mit den in den letzten Monaten entstandenen Steinbauten vorbei. Ein Lastwagen kreuzte unsere Kavalkade und in der Münze qualmte lustig der Schlot — ein Bild des Fortschrittes war es, das ich als letzten Eindruck von Abis Ababa mitnahm.

Bei den Zedern unterhalb der Sellasiehkirche verabschiedeten wir uns nach achtmonatlichem Beisammensein! Die letzten deutschen Worte für Wochen.

Allein trabte ich an Schola, wo die Straße nach Ankober und Tigre abzweigt, vorbei, hinaus in die Einsamkeit der bis an den Zerer und Furi sich dehrenden Ebenen, der Gemarkung Galen. Die Straße selbst ist ein breiter, zerstampfter Kotstreifen, durch den das Maultier mühsam dahinstapft.

Gegen 4 Uhr ging ein Regenguß nieder, der mir bald Abis Ababa, die Höhe des Marktes und den Eufalyptushain am Gibihügel verbarg.

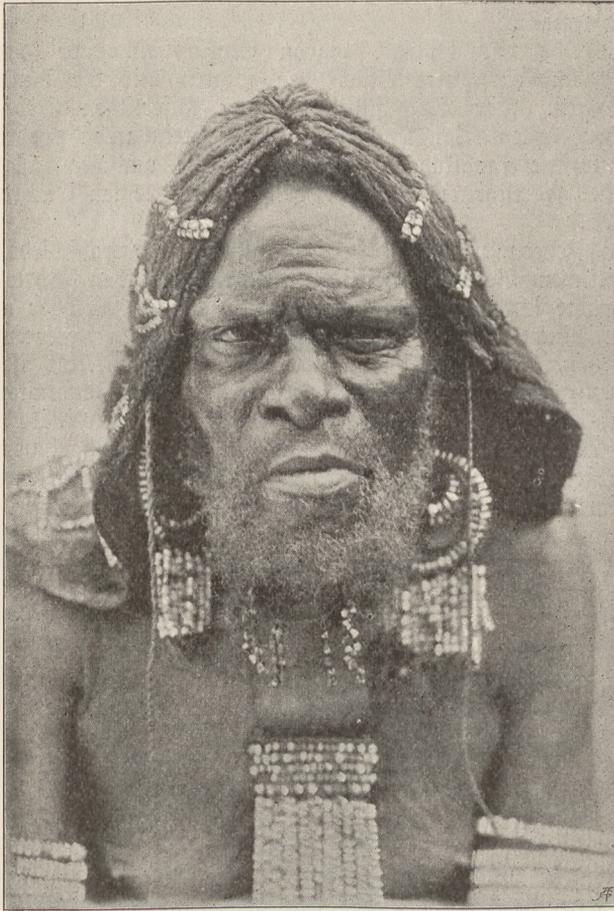
Um 5 Uhr 20 Minuten erreichte ich den tosend dahineilenden Akaki auf einer festen, modernen Brücke überschreitend, mein erstes Lager. Um 9 Uhr lag ich schon auf meinem Bette und las Heine. Geheimnisvoll toste der Fluß durch das von keinem Stern erhellte Dunkel der Tropennacht! Früh lag Nebel auf der Höhe der Felsen. Kurz nach 7 Uhr morgens ritt ich am 3. September im Regen ab; wieder durch endlose Grasebenen und über flache Hügelzüge. Über den Ambissa und andere Bäche, alle hoch angeschwollen. Bis 9 Uhr hatte ich noch Abis Ababa und die Kuppe des Managascha in Sicht. Dann tauchte im sonnendurchfluteten Osten der Magases auf und der Bokan, fern im Südosten die Berge der Arussi.

Am Fuße des Zererberges rastete ich eine Stunde. Und dann ging es wieder ostwärts durch Kot und Tümpel. Die zahlreichen, weit auseinander liegenden, mit ihren niederen Steinmauern kleinen Festungen gleichenden Galla-gehöfte bringen etwas Leben in die einförmige Landschaft. Als Landmarke steigt im Süden der heilige Sufuala auf, hinter ihm blauen die Berge der Soddo-Galla, fern im Norden ziehen sich die Berge Schoas hin. Dann und wann zieht ein Galla des Weges, bedächtig durch den Kot watend oder hoch zu Ross durch den Wiesengrund trabend. Da und dort weiden Rinderherden und Pferde. Die großen hellgrünen Flächen der Tieffelder und Bohnenäcker, die sich oft quer über die Straße breiten, beweisen die Fruchtbarkeit dieses gottsegneten Landes. Die flachen Hügelzüge mahnten mich an die Gane Südmährens!

An dem Wasserloche von Dalati vorbei und über die Stätte der zerstörten Sklavenhändlerstadt Roggie erreichte ich um 2 Uhr die Scholabäume am Tschefidensa.

Fast gleichzeitig brach ein Gewitter los, vor dem mich nur mein alter Uniformmantel beschützen konnte. Für das Maßwerden wurde ich durch das

Schauspiel der in einem Schwall das schmale Flußbett herabstürzenden Regenwasser entschädigt. Um 3 Uhr 30 Minuten kam übrigens meine Karawane. Früh beim Abmarsch hatte ich im Lager noch einen Mitläufer, namens Afte Mariam entdeckt, einen übrigens brauchbaren Burschen.



Alter Papua mit Trauermütze (Stamm der Kworafi.) (Zu S. 6.)
(Nach einer photographischen Aufnahme von Dr. R. Pösch.)

Am 4. September wurde bald nach 7 Uhr morgens abgeritten. Der Weg führte ostwärts, durch die weite Mulde von Tschefidenja und wieder über endlos sich dehrende Hügelrücken und durch hochgehende Flüsse und Bäche. Hinter mir, von den Frühnebeln umschwebt, der Serer, in der Ferne der blaue Sukuala. Vor mir um den Bokan Regenschleier. Nach 9 Uhr erreichte mich der Regen.

Durchnäht flüchteten wir in ein Gallagehöft. Der Hof desselben war eine knietiefe Kotlache. Gastfreundlicher, als der Hof sich präsentierte, benahmen sich die Leute. Die Tochter des Hauses, ein hübsches robustes Gallamädel, brachte mir sogleich einen Korb Milch. Nach viertelstündiger Rast wagte ich mich wieder hinaus auf die durch den Gussregen noch grundloser gewordene Straße. Zwischen grünenden Feldern dahin bis Schonkora. Am hochangeschwollenen Burkaflusse



Araberkind, Tadshura. (Zu S. 13.)

(Nach einer photographischen Aufnahme von Fr. J. Steber.)

raustete ich von 11 bis 1 Uhr, lesend und schlafend, um dann mit der Karawane zu ziehen.

Am Bofan vorbei und hinab in die einem Garten gleichende Flur von Baltfchi. Feld an Feld, Bäume, grünumbuschte Gehöfte. Von der Hügelhöhe die Fantalehberge in Sicht, der Magases und Barachat, Bulga, die Berge von Ankober. Jenseits der Amben der Windfchar, der Fantalah, der Boffat und das

Krussiland. Wolkenlos blaute der Himmel über der Hawasch-Niederung, während über dem Hochland regenischwangere Wolkenmassen lagen.

Während wir gestern nur einer Abudschedidkarawane begegneten, trafen wir heute zwei Karawanen und die britische Post.

Um 3 Uhr erreichte ich die „Stadt“ Balttschi. Als ich dann gegen 4 Uhr Miene machte, mit der inzwischen eingetroffenen Karawane hinabzumarschieren, machten zwei bei einer rostenden Felzbahn herumlungernde Bengel Anstalten, uns mit „Ba Menilik“ und „Menilik Amlak“ das Betreten des durch die Schlucht hinabführenden Weges zu verbieten. Weder Manttiere noch Fußgänger sollten den für die Kamele — welche das für den Kaiser bestimmte Schienenzeug und Wellblech, das da im Kot lag, heraufbringen — neu hergerichteten Weg betreten dürfen. Erstens schimpfte ich tüchtig, zweitens zog ich die Uhr und erklärte, daß, falls nicht in 10 Minuten der Schum, d. i. Ortsvorsteher da sei, ich mit Gewalt passieren würde, da ich kein Negadi, d. i. Händler, sondern ein Mengestfau, d. i. ein Mann der Regierung sei. Der Schum war auch nach 2 Minuten da und ich zog selbstverständlich den Weg, den ich gehen wollte, durch die romantische Schlucht hinab, in deren Tiefe die braunen Wasser des Burka tosten. Blühende Agaven schmückten den Fels und die steilen Grashänge der Schlucht.

Um 4 Uhr 40 Minuten lagerten wir in Gotaburka, am Rande des Afazienbusches auf einer von unzähligen primelartigen Blumen blaugefärbten Wiese. Unter uns lagen Danakil mit zahllosen Kamelen, für unseren kleinen Kaffitscho, der solche in seiner Waldheimat nie gesehen, ein Gegenstand des Staunens und der Furcht.

Das Loden der weidenden Kamele durch ihre Besitzer und der Gesang der Nomaden an den Lagerfeuern erinnerten mich an meine erste Reise nach Adis Ababa! Dunkel ringsum, Grillengezirpe und das ferne Rauschen des Flusses, dann und wann Schakalrufe . . .

In der Nacht zum 5. September seit langem wieder Mondschein und Sternengefunkel. Früh von der Höhe herab eine steife Brise. Um 7 Uhr ritt ich ab, endlich auf guter Straße. Das Land ringsum prangte im zarten Grün des afrikanischen Frühlings, unabsehbare Hafer- und wogende Maisfelder, blühendes Dornengestrüpp und auf den flachen Hügelrücken die von dunkeln Gindschebhecken umschlossenen Dörfer mit ihren im Grün versteckten, altersgrauen Regeldächern, die heckenumschlossenen Brunnen, auf den Wiesen Blaublümelein und da und dort die glutrote Colutea. Nichts erinnert an das verbrannte Aussehen, das diese Gegend im März bot.

Um 9 Uhr rastete ich, um zu frühstücken, nach dreiviertel Stunden wieder weiter durch Dornbusch. Zur Rechten vom Sonnenglast verhüllt der mächtige Barachat und das Schoaner Hochland.

Um 11 Uhr 15 Minuten machte ich Halt, mittags kam die Karawane und wir lagerten im Busch. Wie Hyänen stürzten sich Weiber mit Brot, Dala, d. i. Bier, Tedsch, d. i. Honigwein und Hafer auf das Lager.

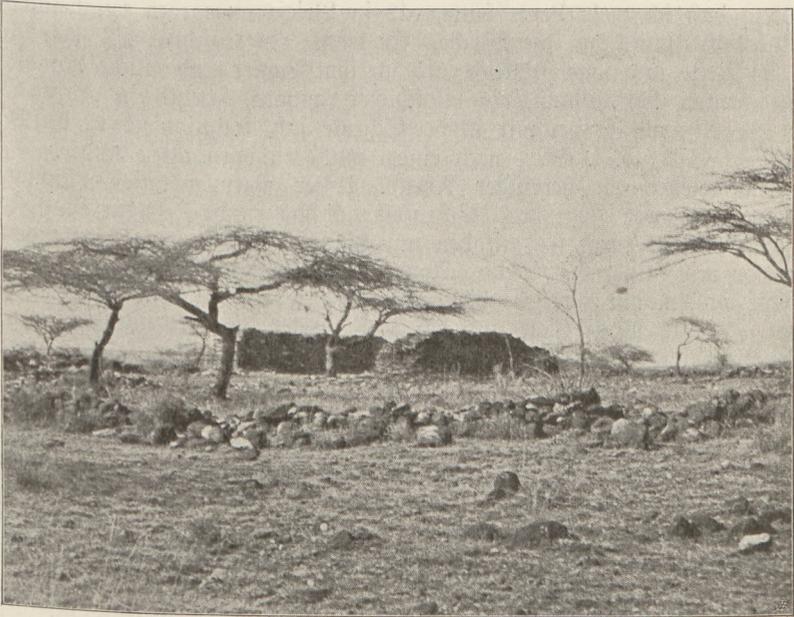
Die Hitze war ganz beträchtlich, ich frante meine Tropendress aus. Dem schönen Tage folgte eine herrliche, stille Tropennacht. Über Busch und Hügel lag weißes Mondlicht, oben funkelten die Sterne, dann und wann ein Vogel-schrei, um die Feuer meine Leute, in der klangvollen Dromosprache plaudernd, draußen die weidenden Manttiere. Der Gesang des Wächters schläfernte mich ein. Ein naher Hyänenruf erinnerte mich, daß ich inmitten der Wildnis war.

In der Nähe des Lagers lagen nämlich zwei verendete Maultiere, welche die Bestien lockten; früh kamen Raben zum Mahle, dann Scharen häßlicher großer Geier.

Die ersten Schwalben! Ein Gruß aus der fernen Heimat!

Den nächsten Tag, den 6. September, hatte ich, um die Maultiere vor dem Abstieg vom Hochlande weiden zu lassen, als Rasttag bewilligt.

Wieder küßte der Mond die blauen Blumen und die Dornbüsche mit ihren silberschimmernden Stämmchen. Aber gegen 2 Uhr nachts ging ein Gewittersturm über uns los. Zwei Tage lang hatte ich, im Gefühl, endlich in Sicherheit zu sein, der in den Bergen tobenden Gewitterregen mich gefreut, zu



Ruine bei Tschoba.

(Nach einer photographischen Aufnahme von Fr. J. Wieser.)

früh! Wohl eine Stunde lang prasselte der Regen nieder, Blitz auf Blitz erfüllte mein luftiges Zelt mit fahlem Schein und rundum krachten und rollten die Donnerschläge.

Am 7. September zogen wir, des nassen Bodens wegen, erst gegen 8 Uhr morgens fort, durch die grüne Steppe, über deren Rand die blauen Arußberge grüßen. Der Weg, die von dem Russen Vabitschew im Auftrage des Kaisers Menelik angelegte Fahrstraße, war geradezu herrlich. Von der ersten Stufe des Tschoba-Amba oder Muti-Gora bot sich mir der erste Blick hinab in die Karajusteppe mit ihren alten Vulkanen und Kraterkegeln, auf die blinkende Fläche des Matararasees, die Fantalehberge, den schroffen Abfall der Amba ins Kassantal und auf die wilden Felsberge jenseits derselben, die Katamoira und den Magafes. Fern, fast verschwindend im Dunst, der Assabot.

Das Land unter mir deckten endlose Maisfelder, Baumwolläcker und hellgrüne Steppe, durch welche sich weißlichgrau die Straße hinzieht, begleitet vom Telephon, Zeichen der Zivilisation, wie zwei zerbrochen am Wege liegende Karren.

Die Gluten der Feuerberge sind erloschen, aber fast möchte man meinen, sie strahlten sie noch aus, denn die Hitze war nach dem langen Aufenthalte im Hochlande nahezu unerträglich.

Von 10 Uhr bis 11 Uhr machte ich Frühstück, um 12 Uhr erreichten wir Tschoba. Ein Soldat erwartete uns an der Straße, um den Geleitsbrief in Empfang zu nehmen, während wir ins Gasthaus, ins Locanda-Biet, zogen, wo ich meine Leute mit Tedsch und Birsa, d. i. Honigwasser, bewirtete. Der Zollchef kam selbst und leistete mir zwei Stunden Gesellschaft. Seine Bedenken, daß ich mehr Leute hätte, als im Briefe angegeben sei, beschwichtigte ein Taler Backschisch an die Wache. Er lehnte ein Geschenk ab, besuchte mich dann im Zelte und war glücklich, als ich ihm Papier und etliche Rondschiebefedern schenkte. Der Mann, ein hübschöner Amhara, scheint ein großer Bücherwurm zu sein; als er bei mir in der Schenke saß, kollationierte er die Psalmen Davids im Gisz, d. i. Geez, nach einem wunderschönen alten Kodex.

Und wieder ein herrlicher Abend. Unter einer mächtigen Schirmakazie das Lager — mein Zelt, das Rüdchenzelt und das runde Zelt der Negadi, das auch mein Gepäck birgt — mit den um die flackernden Feuer hockenden Soldaten, vor mir glitzernder Sand, Agaven und zartlaubige Mimosen, am Himmel Federwolken, durch welche die ewigen Sterne funkeln und der Mond niederleuchtet. Jenseits Muti Gale und des Kassamtales ragen Felsberge — an den Schappaberg im fernen Kaffa erinnernd — in die weiße Tropennacht. Heimchen zirpen . . .

Am Morgen des 8. September noch einmal Hochlandszenerie. Gegen früh hatte es zu regnen begonnen. Weiße Nebel stiegen aus der Tiefe des Kassamtales auf und hingen an den dunkelblauen Felshängen. Dann begann der Marsch in die Steppe hinab, „wo unftet der Nomade schweift“ . . . Von der Höhe vor Tschoba blickte ich hinab auf die Fantaleh, den Assabot mit dem Farjis, hinüber auf die Berge des Harargie und ins Arussiland, auf die gelbgrüne Steppe, in ungemessene Weiten.

Dann verschwanden die Wolken und schon um 10 Uhr, als ich eine Stunde rastete, war es ganz unerträglich heiß. In Tedsitscha-Malka begegnete ich M. Saume, Ingenieur von der Post, einem Franzosen, der mich zum Frühstück einlud, während die Karawane weiterzog, da am Kassam böse Fieber herrschen. Saume hatte hier drei Leute verloren, drei andere lagen schon krank. Ich hörte von mineralischen Schätzen, die der Ingenieur entdeckt haben will, und mußte mir einige von ihm verfaßte Artikel vorlesen lassen. Unter uns rauschte der Kassam, 50 Meter breit, dahin.

Um Äthiopien wirtschaftlich zu erschließen, bedarf es noch jahrelanger Arbeit. Es müssen erst die richtigen Leute kommen, nicht nur Konzeptionsjäger und Händler ohne Geld oder solche, die mit dem Gelde des Kaisers arbeiten. Und dann wird es für Menilik und die Seinen unsatteln heißen. Zum Grunde genommen sind es nur die Schoaner, denen Europa Gesandtschaften und Missionen schickt. Sie sind es, die den alten äthiopischen Reichsgedanken in schlauer Weise ausbeuten, als die Preußen Nordostafrikas. Abessinien selbst duldet nur die kaum 20 Jahre alte schoanische Oberhoheit und der Süden, das Gallaland, Sidama, Kaffa, Harar werden früher oder später das Joch der

Schoaner abschütteln. Es ist wohl altes äthiopisches Land, das mit Feuer und Schwert mit dem Norden verbunden wurde. Aber eine Rasse, die zukunftsreicher ist, hat sich längst dort Heimatsrechte erworben. Abessinien oder Äthiopien kann und wird sich zivilisieren, aber Bije Dromo, Kaffa, die Ometiländer usw. werden nie durch Amhara oder Schoaner zivilisiert werden. Und, daß sie hier Europa werden weichen müssen, das ihnen diese küsternen Länder wohl oder übel zur Beute fallen ließ, werden die Schoaner einsehen müssen. Denn hier, auf dem Hochlande am Dmo, liegt die Zukunft Nordostafrikas!

Um 4 Uhr erreichte ich nach einem Ritt in der Sonnenglut, über Steppe und durch steinige Felschlünde, wo das Gestein glasartig klingt, das Lager am Fuße der die Fantaleh mit Tschoba verbindenden Bergzunge, das ost am Fuße des schoanischen Hochlandes. Die Hitze war so unerträglich, daß ich mich sofort aufs Bett warf und so lange zu schlafen versuchte, bis der Mond am Himmel stand. Dafür hatte ich dann Hühnergeheul als Tafelmusik. Um 5 Uhr früh, vor der Sonne, trieb ich am 9. September die Leute auf und zog etwa eine Stunde später ab. Die Morgensonne ließ die fernen Berge des Harargie in wunderbarer Schärfe vom Horizont sich abzeichnen und grelles Licht und tiefe Schatten machten die Fantalehberge noch pittoresker als sie in ihrer weltfernen Verlassenheit schon sind. Endlose flügelgelben Rispengrases ziehen sich von ihren Kuppen und alten Kratern gegen Norden, wo über schwarzen Felspalten das Haus des Franzosen Savouree blinkt. Amhara begegnen uns, ein verlorenes Maultier suchend, Danakil ziehen mit Kamelherden bergwärts. Weit draußen liegt einer ihrer Krater, wenig verschieden im Aussehen von den Termitenbauten, die zu hunderten über die Ode verstreut sind. Ein Rudel Drix-Antilopen narrt mich eine gute Weile.

Dann ging es durch die „Totenschlucht“ mit ihren schwarzen Lavawänden und zwischen öden Felsbügeln allgemach hinaus in die Hawaschebene, auf die bizarren Gumbihügel los. Auch hier jagte ich wieder vergeblich Drix-Antilopen nach.

Gegen Mittag wurde die Hitze erschlaffend, die niederen Akazienbüsche gaben keinen Schatten, der Sandstaub legte sich auf Zunge und Gaumen. Zum Glück blieben wir von dem Sturm verschont, der im Norden den gelben Sand zu Wolken und Sandhosen aufwirbelte, nach welchen diese Landschaft den Namen Sadi Malka führt. Auf die Wasserlachen am Wege stürzten Menschen und Tiere mit gleicher Eier los, trotzdem das Wasser durch Maultierharn unreinigt war. An einem solchen Wasserloche ließ ich um halb ein Uhr Halt machen.

Faissa mit seinem Mehlsack hatten wir überhaupt verloren, er kam auch in der Folge nicht mehr zum Vorschein. Gabre Mariam und der Kaffitscho und einer der Treiber waren liegen geblieben. Während abgekocht wurde, schickte ich Seleka auf meinem Maultiere mit einem Sack Wasser auf die Suche, ich selbst zog es vor, mich an eine Flasche Tee, in den ich Bordeaux mischte, zu halten.

Um 4 Uhr 30 Minuten zog ich weiter. Ein Perlhuhn mußte mich für die entgangenen Antilopen entschädigen. Um 5 Uhr erreichte ich die Hawaschschlucht und nach 20 Minuten mühevollen Abstieges über Geröll und Fels die Brücke, wo ich weitere 20 Minuten Halt machte, um unter ihr einen Regenguß abzuwarten. Zwischen schwarzen Basaltfelsen, auf kaum 20 Meter Breite eingeeengt, wirbelt der Strom unter dem rot gestrichenen Eisen-

gitter nordwärts. Der Hawasch gleicht hier der Etſch bei Verona. Seine um diese Jahreszeit lehmfarbenen Fluten verrinnen träge im Danakillande, wo er für wenige Monate einen Garten aus der sterilen Wüste macht, Segen spendet.

Vom Ostrand der Schlucht sah ich dann, während ich die Karawane erwartete, die Sonne zum letzten Male hinter den Bergen von Schoa sinken und dann ging es in die Nacht hinein. Vor uns tobte ein Gewitter. In dem fahlen Leuchten der Blitze glichen die Grate der Gumbihügel, graufig erhellte, phantastischen Schemen.

(Schluß folgt.)

Los Angeles, die Metropole Südkaliforniens.

Von Otto Crola in Los Angeles.

Es ist merkwürdig, wie mangelhaft die Kenntnis ist, welche die große Mehrheit der Bevölkerung der östlichen oder richtiger gesagt atlantischen Staaten der Union von den klimatischen, topographischen und Siedlungsverhältnissen der Staaten am Pazifik, vorzüglich aber den Strichen des südlichen Teiles dieses gewaltigen Gebietes, welches für sich allein schon eine Perle unschätzbaren Wertes im Riesenreiche Dunkel Sams darstellt, besitzt, und zwar trotz der Verkehrserleichterung und Fernheitsverringerung, welche die das halbe Dutzend längst überschritten habenden Pazifikbahnen zwischen dem Atlantischen und Stillen oder Großen Ozean hergestellt!

Ein Kalifornier, dessen Bekanntschaft der Schreiber während eines vorjährigen Sommeraufenthaltes am Genfer See gemacht, und von dem er bei dieser Gelegenheit Rat eingeholt, zwecks einer für später geplanten Reise nach Kalifornien, ohne zu ahnen, daß die Folgen einer schweren Krankheit, von welcher er durch Aufenthalt an den Gestaden der oberitalienischen Seen, an der Riviera und in Italien hinab bis Sizilien vergeblich Heilung gesucht, ihn sozusagen zwangsweise dorthin führen würden, um binnen sechs Monaten an den Gestaden des Großen Ozeans in Südkalifornien zu erreichen, was er an den Gestaden des Mittelmeeres erfolglos erstrebt, äußerte sich damals wie folgt:

„Der intellektuelle, reisebegierige und die Mittel zur Befriedigung dieser Begierde besitzende Bewohner der östlichen Staaten unseres Landes kennt Europa, zumal Westeuropa gründlich, denn er hat es während zahlreicher Sommer- und, soweit der Süden in Betracht kommt, auch Winterreisen hintereinander nach allen Richtungen durchstreift. Was aber das eigene Land betrifft, so reicht seine Kenntnis bis Chicago und zu den großen Seen, höchstensfalls zum Mississippi und den Golfstaaten, was darüber hinaus liegt, vollends mit bezug auf die Pazifikstaaten, ist ihm eine terra incognita!“

Mag diese Ansicht auch nicht frei von Übertreibung sein, so enthält dieselbe doch, zumal mit bezug auf den südlichen Teil des Gebietes, sehr viel Wahres und Zutreffendes.

Bei dieser Lage der Dinge kann es also nicht überraschen, wenn es mit den Kenntnissen der Gebildeten Europas nach dieser Richtung noch gewaltig hapert. Was Wunder auch, wenn selbst namhafte geographische Werke mit

bezug auf Topographie, Klima und Siedlung der nordamerikanischen Pazifikküste, zumal hinsichtlich deren südlichen Teiles, sich als höchst mangelhaft unterrichtet erweisen.

Selbst in dem sonst vortrefflichen Werke „Amerika“ von Sievers — 3. Band der Allgemeinen Länderkunde, Ausgabe 1894 — lassen sich diverse Unrichtigkeiten, die allerdings in der letzten Ausgabe 1903 zum Teil berichtigt worden sind, nachweisen. Das Tollste aber leistet mit bezug auf Südkalifornien das im übrigen empfehlenswerte Werk des Geographen G. A. Ritter: „Das Buch der Entdeckungen.“ Ausgabe 1901.

Daß Südkalifornien in dem Werke nach Klima und Vegetation unterschiedslos mit den europäischen Mittelmeerländern in einen Topf geworfen wird, mag noch hingehen, seine Angaben über die Einwohnerzahlen der Siedlungen aber sind um so unverzeihlicher, als das Werk ein Jahr nach dem letzten Bundeszensus, in welchem ein gewaltiges Anschwellen der Ortsbevölkerungen Südkaliforniens seit 1890 konstatiert worden, erschienen ist.

Damals (1901) schon volkreiche Städte, wie Santa Barbara, San Diego u. a. m., werden in dem Ritter'schen Werke als unbedeutende Ortschaften, Los Angeles aber, welches im Jahre 1900 ohne Vororte bereits 110.000, mit Vororten 160.000 Bewohner zählte, als das Hauptstädtchen des gleichnamigen Countys bezeichnet. Dasselbe Los Angeles, welches sich um die Zeit, da das Werk Ritters geschrieben wurde, zur Metropole Südkaliforniens auszuwachsen begann und dessen Einwohnerzahl im Jahre 1906 die Zahl 200.000 bereits überschritten hat.

Von diesem Los Angeles, als Metropole Südkaliforniens, soll an dieser Stelle die Rede sein.

Am 4. September des Jahres 1906 hat Los Angeles seinen 125. Geburtstag gefeiert. Derselbe ist jedoch in diesem Jahre, in welchem die 60jährige Feier des Stissens des Sternenbanners in den verschiedenen Siedlungen des Goldstaates auch in Los Angeles begangen worden, unbeachtet geblieben. Die amerikanische Besetzung des Landes und die großartigen Erfolge, welche dieselbe für Kalifornien im Gefolge gehabt, haben die Beschwerden, Prüfungen und Triumphe der spanischen Gründer dieses jetzt so mächtig wachsenden und vorzüglich gedeihenden Gemeinwesens in Schatten gestellt.

Vor 125 Jahren gehörten die Tage in der alten Jesuitenabtei von San Gabriel zu den ebenso geschäftigsten als sorgenvollsten, denn man traf Vorbereitungen zur Besitzergreifung an den Ufern des Rio Portuncula, wie der heutige Los Angelesfluß damals genannt wurde. Der spanische Gouverneur des südlichen Teiles der Provinz Alta California, Señor Felipe de Neve, dessen Residenz sich in der Abtei von San Carlos zu Monterey befand, war von dort zwei oder drei Monate zuvor in San Gabriel eingetroffen, um im Süden der Provinz Amtsgeschäfte abzuwickeln und die bei der Gründung von Nuestra Señora la Reyna de los Angeles, dem zweiten Pueblo in dem weiten Gebiete von Alta-California, zu beobachtenden Zeremonien festzustellen.

Zwölf Jahre vor dieser Zeit, am 14. Juli 1769, war es gewesen, daß die erste wenig zahlreiche Erforschungsexpedition von Europäern ihre ersten Spuren in einem Pfade dieses Gebietes Südkaliforniens zurückgelassen, indem sie ihren Marsch nordwärts zur Bai von Monterey richtete, von deren Existenz die Expeditionsmitglieder durch einen in Spanien veröffentlichten Bericht der Reise des Sebastian Vizcaino aus dem Jahre 1602 unterrichtet waren.

Diese Forschungs Expedition setzte sich zusammen aus Don Gaspar de Bortola, Chef der Expedition, nebst einem Diener, Don Riveraz Moncado, nebst einem Diener und 26 Cueras, d. h. mit Waffenträgern aus Leder bekleideten Soldaten, Leutnant Don Pedro Jages nebst Freiwilligen der freien Compagnie von Katalonien, zwei Mönchen des Franziskanerordens, Don Miguel

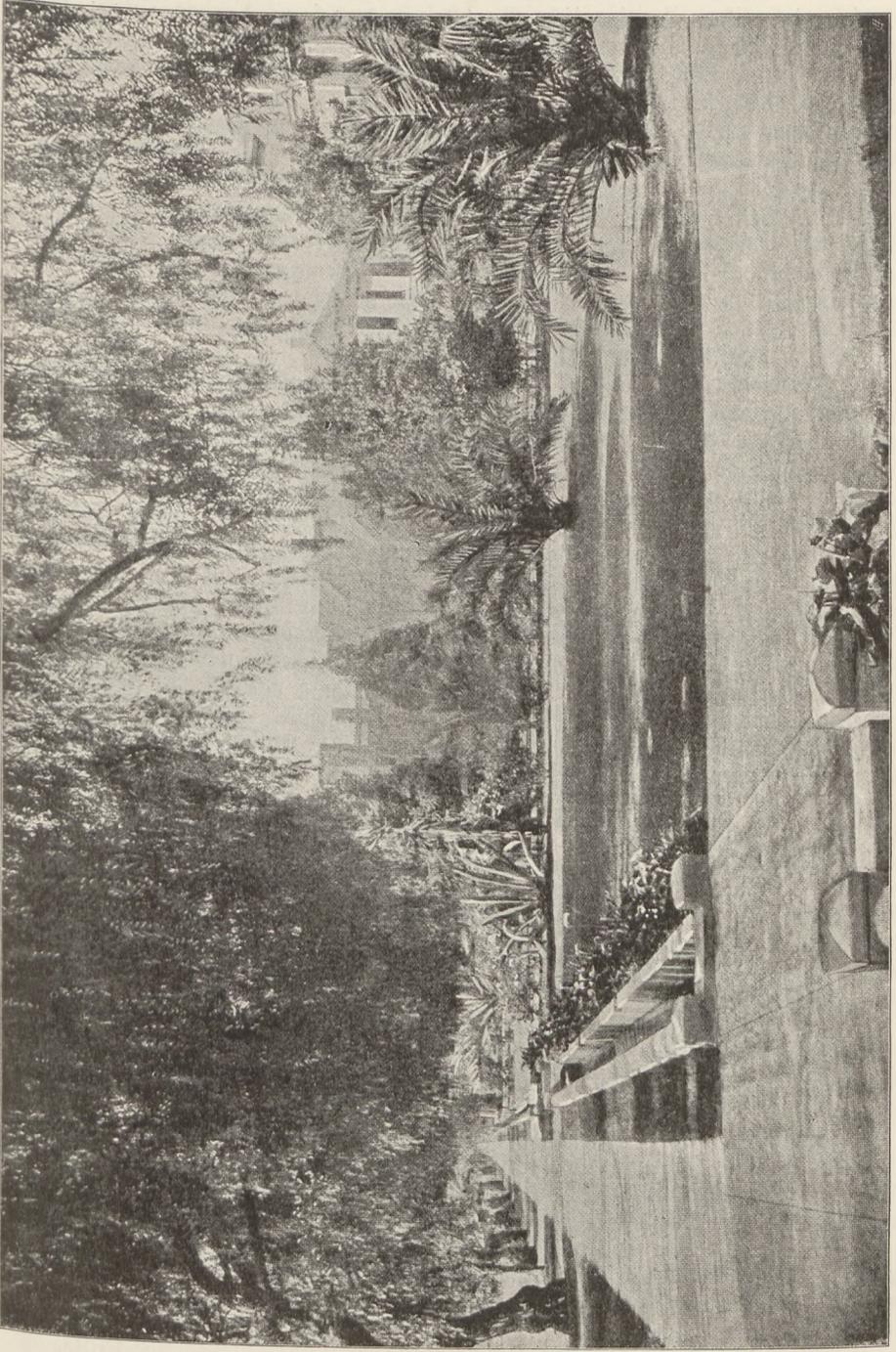


Danakil-Mädchen, Tadschura. (Zu S. 13.)

(Nach einer photographischen Aufnahme von Fr. S. Bieber.)

Constans, Fähnrich im Ingenieurkorps, sieben Mantiertreibern und 15 getauften Indianern aus der Provinz Baja California, dem heutigen mexikanischen Staat Unterkalifornien, als Trägern und Dolmetschern.

Die Expedition stellte einen Teil jener Gesamtexpedition dar, welche aus Mexiko in vier Divisionen, zwei auf dem Land- und zwei auf dem Seewege, aufgebrochen, um überall an der Küste des Großen Ozeans den katholischen



Figueroa-Street in Los Angeles.
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Glauben einzurichten, die spanische Herrschaft auszudehnen, den ehrgeizigen und nach fremden Besitz lüfternen Plänen fremder Mächte ein Paroli zu bieten und den unter König Philipps III. Regierung 1606 entworfenen Plan zur Ausführung zu bringen.

Es war am 14. Juli 1769, 4 Uhr morgens, und zwei Tage vor der Gründung der Mission San Diego de Alcalá durch den Pater Junepero Serra, als die Expedition vom Hafen zu San Diego aus ihren Marsch durch ein unbekanntes Land antrat. Die Nachkommenschaft ist dem Pater Crespi dafür verpflichtet, daß derselbe über den Verlauf der Expedition ein so genau und klar verständliches Tagebuch geführt, so daß selbst heute noch die zurückgelegten Tagemärsche, von Meile zu Meile, genau verfolgt werden können. Viele der Namen, welche Tälern, Bergen und Flußläufen durch den Expeditionsleiter verliehen worden, sind auch jetzt noch in Gebrauch.

„Dienstag, den 1. August,“ schreibt Pater Crespi, „hielten wir Rast. frühzeitig am nächsten Morgen verließen wir dieses Tal und schlugen den gleichen westlichen Kurs, den wir die Tage zuvor verfolgt, ein. Nachdem wir ungefähr anderthalb Leguas durch eine von zwei niedrigen Hügeln gebildete Öffnung marschiert, kamen wir zu einem ziemlich weiten Campada (?), welches mit vielen Baumwollbäumen, Erlen und Graspalmen bestanden war. Ein Fluß rauschte durch dasselbe in nord-nordöstlicher Richtung und, sich um einen Felsen windend, strömt er hinter diesem Felsen nach Süden. Wir machten nicht sehr weit von diesem Fluß, dem wir den Namen Rio Portiuncula¹ beilegten, Halt.“

Señor Felipe de Neve, ein Mann von ausgesprochenen Fähigkeiten und Staatsmannskunst, wurde im Jahre 1774 durch königliches Patent zum Gouverneur von Kalifornien ernannt. Er war vom Bizkönig von Mexiko beauftragt worden, Beobachtungen und Versuche darüber anzustellen, inwieweit sich das neu erforschte Gebiet für Ackerbauzwecke eigne, mit der Absicht, Pueblos zu errichten und Getreide zum Zwecke des Unterhaltes der Presidios und Missionen zu bauen. Während seiner Reise die Pazifikküste hinauf, von San Diego nach Monterey im Jahre 1777 untersuchte der Gouverneur das Land sorgfältig und empfahl zwei bestimmte Plätze, zwecks Errichtung von Pueblos, einen am Ufer des Rio Portiuncula im Süden und einen am Rio San José de Guadalupe im Norden des neu erforschten Gebietes. San José wurde am 9. November 1777 mit im Jahre zuvor von Mexiko durch den Hauptmann Juan Bautista Anza heraufgebrachten Kolonisten und neun Soldaten aus dem Presidio von San Francisco gegründet.

Während der letzten Hälfte des Jahres 1779 begannen die nötigen Vorbereitungen zur Gründung eines Presidio und dreier Missionen am Santa Barbara-Kanal und des Pueblo Reyna de los Angeles am Ufer des Rio Portiuncula.

Hauptmann Rivera wurde beauftragt, 24 Ansiedler aufzufinden, welche Familienväter sein sollten; aber nach nahezu neunmonatlichen Bemühungen war es ihm erst gelungen, deren 14 herbeizuschaffen und zwei von ihnen desertierten, noch ehe Südkalifornien erreicht war.

Mit 42 Soldaten aus den Presidios verließen die Kolonisten samt ihren Familien Mexiko im April 1781. Unter Benützung der Flüsse Gila und Colorado richteten sie ihren Marsch nach der San Gabriel-Mission. In der

¹ Der heutige Los Angeles-River.

letzten Hälfte des Juni erreichten sie den Zusammenfluß dieser beiden Ströme und hielten nahe der Stelle Raft, woselbst heute die Stadt Yuma steht. Von hier aus wurden die Kolonisten unter Eskorte von Soldaten nach San Gabriel weiter befördert. Während der Nacht des 17. Juli wurde die Mission von den Yuma-Indianern angegriffen. Mehrere der Mönche, Hauptmann Rivera und seine Mannschaft, 46 Personen im Ganzen, verloren das Leben, und die Gebäude wurden niedergebrannt oder schwer beschädigt.

Trotz dieses entmutigenden Unglückes entschied der Gouverneur de Neve, daß die Gründung des neuen Pueblo keine Verzögerung erleiden solle. Dem Befehle gemäß ward am Morgen des 4. September 1781 in der Mission eine feierliche Messe gehalten und der kleine Umzug ordnete sich zum Abmarsch nach der Plaza der neuen Ortschaft. Dreimal zog, unter Vortritt des Gouverneurs und der Mönche und mit einer Eskorte von Soldaten die Prozession rund um die Plaza. Pflücker trugen dem Zuge Kreuze und Kerzen voraus, Frauen folgten ihnen mit dem Banner der von Engeln umgebenen Madonna, begleitet von Kindern und Indianern. Aus Gewehren und einer Kanone wurden Salutschüsse abgefeuert. Die ungefähr 2 Fuß lange Kanone war das erste in das unerforschte Gebiet gebrachte Geschütz. Es hatte schon den gleichen Dienst bei der Gründung der Missionen zu San Diego und San Gabriel geleistet und steht jetzt unter Glas im Museum der Handelskammer der Stadt Los Angeles.

Die Lage dieser alten oder richtiger gesagt ersten Plaza würde so ziemlich mit den folgenden Straßenlinien des heutigen Los Angeles korrespondieren, die Südostecke der oberen Mainstreet und der Marschessaultstreet für die Süd- oder Südostecke, die östliche und nördliche Linie von Marschessaultstreet für den südlichen Teil der ersten Plaza.

Der Winter des Jahres 1791 brachte als eine große Seltenheit für Südkalifornien sowohl als Niederkalifornien selbst um diese Jahreszeit schwere Regengüsse und die kleine, im Bau begriffene Adobekapelle wurde fast fortgeschwemmt. Unter diesen Umständen befahl der Kommandant des neuen Pueblo ihre Verlegung auf höher gelegenen Grund und die Plaza — deren Stelle die heutige Plaza noch inne hat — folgte der Kapelle nach.

Unter spanischer und später mexikanischer Herrschaft blieb das Pueblo de nuestra Señora Reyna de los Angeles eine kleine Ansiedlung, welche den Namen einer Stadt nicht verdiente. Der erste Zensus des Pueblo wurde im August des Jahres 1800 aufgenommen und ergab eine Einwohnerzahl von 141 Seelen, nämlich einen Europäer, 72 Hispano-Amerikaner, 7 Indianer, 22 Mulatten und 39 Mestizen. Das Wachstum der Bevölkerung des Pueblo unter spanischer, respektive später mexikanischer Herrschaft war ein so geringes, daß 50 Jahre nach dessen Gründung, im Jahre 1831, dieselbe erst die Zahl 770 erreichte. Erst mit Einverleibung des gesamten Gebietes von Alta-California (Oberkalifornien) in Onkel Sams Reich (1846) beginnt eine wenn auch langsame, dafür aber stetige Zunahme. Vor allen Dingen aber macht sich sehr bald eine Veränderung in der Zusammensetzung dieser langsam steigenden Bevölkerung bemerkbar.

Das anglo-amerikanische, respektive angelsächsische — wenn dieser Ausdruck für die eingeborene Bevölkerung Nordamerikas überhaupt statthaft ist — und germanische Element fing an, das hispano-amerikanische, respektive romanische zu überflügeln.

Nachdem im Spätsommer 1846 die Annexion vollzogen war, fand die erste Zählung unter Unionsadministration im Januar 1847 statt. Dieselbe ergab eine Bevölkerung von rund 1500. Unter den Einwohnern zählten die Anglo-Amerikaner mehr als 700, die Germanen überhaupt, d. h. Anglo-Amerikaner, Engländer, Deutsche u., aber zirka 950. Von da ab überflügelten die letzteren die Hispano-Amerikaner mehr und mehr und das Wachstum von Los Angeles, aus einer unbedeutenden hispano-amerikanischen, respektive mexikanischen Ortschaft bis zu einer Metropole anglo-amerikanischen Charakters im fernen Südwesten der Union, wurde immer sichtbarer. Doch war dieses Wachstum bis zum Jahre 1880 immerhin noch ein sehr langsames. Erst mit Vollendung der Süd-Pazifikbahn, welche Los Angeles und Südkalifornien in direkte Verbindung mit dem Osten der Union und des Kontinents überhaupt brachte, begann dasselbe ein immer schnelleres Tempo einzuschlagen.

Im Jahre 1880 wurden in der Stadt (ohne die Vororte) 11.000, 1890 51.000 (ohne Vororte) und 1900 (ohne Vororte) 102.479, mit Vororten aber 160.000 Bewohner gezählt. Die Staatszählung (für Schulzwecke) vom Jahre 1905 ergab eine solche von 234.000 ohne die Vororte Pasadena, Monrovia, Hollywood, San Pedro, Beh Beach, Santa Monica, New-Benico, Redondo und Plaza del Beh.

Daß die Bezeichnung einer Metropole des Südwestens der Union für Los Angeles keine bloße Fiktion ist, erheut aus den folgenden Zahlen.

Mit Bezug auf die Einnahmen des Postamtes stellt die Hauptstadt Südkaliforniens die 24. unter den Städten der Union für das Ende des Fiskaljahres, am 30. Juni 1905, mit einem reinen Profit von 400.000 Dollars (1.600.000 Mark) dar. Ein schlagender Beweis für die steigende Prosperität der Stadt. Im Jahre 1905 gab es 30 Banken aller Arten in der Stadt. Zwei Drittel davon sind sogenannte Clearinghouse Banks. Die gesamten Depositen für das Jahr 1905 betragen die respektable Zahl von 75.000.000 Dollars (300.000.000 Mark). Die wöchentlichen Abrechnungen betragen 10.000.000 bis 12.000.000 Dollars (40.000.000 bis 50.000.000 Mark).

Es wurden im Jahre 1905 750 bis 1000 neue Gebäude pro Monat zu einem Kostenaufwand von 1.000.000 bis 1.500.000 Dollars (4.000.000 bis 6.000.000 Mark) errichtet. Während des ganzen Jahres wurden Bewilligungen zur Errichtung von Neubauten zu mehr als 15.000.000 Dollars (75.000.000 Mark) im Gesamtwert erteilt.

Der veranschlagte Wert des Grundbesitzes der Stadt ist von 70.562.000 Dollars (300.208.000 Mark) am 30. Juni 1901 auf 156.661.666 Dollars (zirka 634.000.000 Mark) im Jahre 1905 gestiegen.

Die Stadt, welche ausschließlich elektrisch beleuchtet ist, besitzt 215 (englische) Meilen gepflasterte, 350 (englische) Meilen haussierte und makadamisierte und 44 (englische) Meilen gestöter Straßen.

Im Jahre 1905 gab es in der Stadt 63 öffentliche Schulen mit einer Schülerzahl von 39.664.

Alle diese Zahlen weisen für das Jahr 1906 eine erhebliche Steigerung auf.

Der von Jahr zu Jahr zunehmende Andrang von Touristen, Globetrotters, Geschäftsreisenden und in dem wunderbaren, alle anderen an Gleichmäßigkeit und Trockenheit überbietenden Klima Südkaliforniens Heilung Suchenden hat die Entstehung von palastartigen Karawanensereien, wie z. B. der hocheleganten Hotels

Alexander, Angelus, Lenzersham u. a. m. entstehen lassen. Aber auch in den Außenstadtteilen und Vororten fehlt es nicht an solchen. Das mit einer prächtigen Terrasse gezierte Hotel Bellevue am West-Lake-Parlway mit der Aussicht auf den See und den in üppigster tropischer Flora prangenden Park, das grandiose Hotel Raymond in Pasadena und das Hotel Redondo im gleichnamigen Vororte, beide von tropischen Gartenlagen umgeben, das letztere mit dem Blick auf das schimmernde Meer, können es z. B. mit irgendeinem der vornehmsten Hotels in Nizza, Monte Carlo, Mentone, San Remo oder sonstwo an der Riviera di Ponente aufnehmen.

Die Stadt ist nach Norden und Nordosten halbkreisförmig von den Vorbergen des südlichsten Zweiges der kalifornischen Sierras, der San Bernardino-range und der Sierra Madre, welche den Verbindungsriegel mit dem Andensystem Mexikos darstellt, umgeben. Die Amerikaner nennen diese Vorberge die Foot Hills. Nach Süden und Südwesten fällt die saftiggrüne Landschaft in sanft geneigten Terrassen zum Pazifik ab, woselbst meistens, wie bei Santa Monica, San Pedro, Los Beach und Redondo z. B., die letzte Terrasse als Steilwand über dem Strand emporragt, wie man das in ähnlicher Form an der New-Jerseyküste des Atlantik bei Long Branch findet.

Zwischen den Foot Hills einerseits und der Meeresküste andererseits liegen die bis jetzt noch nicht eingemeindeten Vororte eingebettet, und zwar nach den ersteren sanft ansteigend, nach den letzteren ebenso sanft absteigend.

Nach dem Muster aller nordamerikanischen Städte hat auch Los Angeles sich entwickelt, in der Scheidung des Geschäftsdistriktes vom Wohndistrikte nämlich.

Der Geschäftsdistrikt bildet sozusagen das Herz der Stadt, von welchem sich die Straßen des Wohndistriktes strahlenförmig und in der den nordamerikanischen Städten eigenen weiten Ausdehnung nach Norden, Süden, Osten und Westen ausbreiten. Während die Wohnstadtteile fast ausschließlich aus Fachwerkbauwerken in Appartementshäusern, Villen und Cottages bestehen, bilden die dem Geschäfte vorbehaltenen eine gesonderte Stadt, ausschließlich aus Gebäuden von Stein und Eisen bestehend, in welchen die Wolkenkratzer nach New-Yorker, Chicagoer und in den letzten Jahren vor der großen Katastrophe vom 18. April 1906 auch San Franziskover Art von Jahr zu Jahr in größerer Anzahl zur Herrschaft gelangen. Die Hauptgeschäftsstraßen mit durchaus großstädtischem Verkehr und Getriebe sind Broadway, Spring, Main, Hill, Los Angeles etc., deren Seitenstraßen und die 1. bis zur 10. Straße Ost.

Diese Straßen, wie übrigens auch bereits viele der Wohnstadtteile sind mit Asphalt gepflastert und durch elektrische Kandelaber erhellt, während die Wohnstadtteile durch elektrische Bogenlampen erleuchtet werden. Gasstraßenbeleuchtung ist durch die elektrische völlig verdrängt worden. Elektrische Straßenbahnen durchziehen die Stadt nach allen Richtungen und führen auch nach den oben namentlich angeführten und noch nicht eingemeindeten Vororten zu Füßen der Foot Hills wie an den Meeresstrand.

Es wird von allen Reisenden und Touristen anerkannt, daß das Straßenbahnssystem in keiner anderen Stadt der Vereinigten Staaten so vortrefflich eingerichtet ist, als in Los Angeles und ein Blick auf die Stadtkarte zeigt, daß die Verzweigung der Bahnlinien, alle nach dem Mittelpunkte der Stadt führend, nach keiner Richtung hin etwas zu wünschen übrig läßt, mit einziger Ausnahme des Fahrpreises nach den Vororten. Der Preis nach den am Meere gelegenen Vor-

orten wie Santa Monica, Port San Pedro, Long Beach, Redondo, von 50 Cents (2 Mark) für Hin- und Rückfahrt ist entschieden viel zu hoch und würde die Rundfahrt mit 25 Cents (1 Mark) reichlich bezahlt sein. Doch heißt es, daß auch darin eine Änderung zum Bessern noch im Laufe des kommenden Jahres eintreten wird.

Die Gesamtmeilenzahl der Straßenbahnlinien beträgt 885 Meilen (engl.), wovon 520 Meilen (engl.) auf eingleisige und 365 Meilen (engl.) auf doppelgleisige Schienenwege entfallen.

Treten wir jetzt einen Rundgang rings um die Stadt an.

Haben wir das Geschäftsviertel verlassen, so stellt sich uns Los Angeles als ein gewaltiger, zusammenhängender Park von fast 50 Quadratmeilen dar, welche Ziffer übrigens keineswegs ein auch nur annäherndes Bild von der eigentlichen Ausdehnung der Stadt liefert, da dieselbe fast nach allen Seiten hin mit den nicht eingemeindeten Vororten tatsächlich ein Ganzes bildet und es nur eine Frage der Zeit, und zwar einer sehr kurzen Zeit ist, wann diese der Stadt einverleibt werden, da die diese Einverleibung vorbereitende Konsolidationskommission bereits eifrig an der Arbeit ist. An dem Aussehen der Straßen kann kein Fahrgast der Straßenbahnen beurteilen, wo die Stadt aufhört und die Umgebung beginnt; erst wenn der Kondukteur einen Extranickel von 5 Cents kollektiert, kommt es ihm zum Bewußtsein, daß er die Stadtgrenze passiert hat.

Aus der Vogelperspektive gesehen, sind z. B. Pasadena und Los Angeles zusammenhängend; die nach der Meeresküste laufenden Straßenbahnlinien dagegen sind alle dermaßen rechts und links besiedelt, daß sie bewohnte Straßen von der Stadt bis zum Stillen Ozean bilden.

Wenn weiter oben mit bezug auf die Wohnstadtteile von einem Parke die Rede war, so muß hinzugefügt werden, daß es sich dabei um einen in tropischer Vegetation prangenden Park handelt. Denn, was im Osten und Norden Amerikas und in Europa, mit einziger Ausnahme der Mittelmeerküste und das auch nur im Verhältnis zu Südkalifornien, in beschränkter Form mühsam in den Treibhäusern der Reichsten der Reichen gezogen wird, wächst hier in diesem Klima im Freien in üppigster Fülle und geradezu überschüttet mit den herrlichsten Erzeugnissen der halbtropischen und tropischen Flora erscheint hier die anspruchslöse Cottage des kleinen Mannes wie die palastartige Villa des Dollar-Milliardärs. Das Dach ist beladen mit den herrlichsten Rosen, die Mauern respektive Hauswände umringt mit duftigen Schlingpflanzen, die Fenster beschattet von Dattelpalmen, Fächerpalmen, Königspalmen, Pfefferbäumen, Mangos, Gummibäumen und selbst Zedern sind in Los Angeles ein solch gewohnter Anblick, daß nur ihre Abwesenheit Aufsehen erregt.

Von der höchsten Spitze des Elysian-Parkes, des ausgedehntesten und schönsten Parkes der Stadt, Lookout Mountain genannt, bietet sich ein Panorama unvergleichlicher Schönheit. Unmittelbar zu Füßen des in anmutigen Windungen sich ergehenden Bergpfades dehnt sich das Netz der Transkontinentalbahnen (Süd-Pazifik, Santa Fé, Salt Lake) mit ihren Werkstätten, Frachtschuppen, Kohlendepots und Ölbehältern aus, einem riesigen Spinnengewebe vergleichbar, dessen Fäden in dem Chaos von Fabriksgebäuden, nach allen Richtungen hin auslaufend, sich verlieren.

Während der Blick unbehindert von der vereisten Kuppe des Old Baldy, des 13.000 Fuß hohen Riesen der Sierra Madre (die anderen Eis- und Schneeriesen der Sierras sind für Los Angeles, durch die Foot Hills verdeckt, unsicht-

bar), dem Mount Wilson mit seiner Sternwarte und dem Mount Lowe mit seiner berühmten Zahn- und Seilradsbahn, über das Häusergewirr der Stadt hinweg bis zum Großen Ozean, in dessen dunkelblauem Bunde die liebliche Insel Santa Catalina wie ein Smaragd in Sonnenglut funkelt, schweifen darf, gemahnt uns das Bild der Tätigkeit zu unseren Füßen, daß die gewaltigen Schätze der Natur dem Fortschritte dienstbar gemacht wurden und schaffender Geist an die Stelle spanisch-amerikanischer Lässigkeit getreten ist.

Während vor 30 Jahren noch Adobehütten den Eingang zur Stadt markierten, sind es heute die Schornsteine industrieller Etablissements, welche die Landmarken bilden, an denen zu erkennen, daß diesseits der großen Colorado- und Mojawewüsten der Menschengestalt eine Stätte des Wirkens gefunden und geschaffen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Astronomische und physikalische Geographie.

Die Verteilung der Perihellängen und der Exzentrizitäten der kleinen Planeten.¹

A. von Brunn hat eine Untersuchung über die Verteilung der Perihellängen und der Exzentrizitäten der kleinen Planeten vorgenommen und zunächst bestätigt gefunden, daß die Anhängung der Perihelien dieser Weltkörper in der Nähe des Perihels des Jupiters stattfindet. Bei der Auffassung der Asteroiden als Bruchstücke eines zerstörten größeren Weltkörpers lag eine kosmogonische Erklärung hierfür am nächsten, und auch klimatologische Einflüsse sind als Ursachen des Phänomens herangezogen worden. In der Tat würde für solche Planetoiden die Entdeckungswahrscheinlichkeit am größten sein, deren Perihel in der für die Beobachtung günstigen Jahreszeit in Opposition mit der Sonne steht, denn es würde im Laufe der Zeit sich immer gelegentlich wiederholen, daß Opposition des Planeten und Periheldurchgang annähernd zusammenfallen. Allein Newcomb hat schon 1860 und 1862 gezeigt, daß hier mechanische Ursachen wirken, nämlich die Säkulärstörungen, welche die Asteroiden durch die großen Planeten erleiden. Newcomb hebt aber nicht ausdrücklich hervor, daß aus seiner Erklärung der Perihelverteilung noch die andere Tatsache folgt, daß im Mittel die Exzentrizitäten derjenigen Planeten am größten, respektive am kleinsten sein müssen, deren Perihelien beim Jupiterperihel, respektive beim Jupiteraphel liegen. Daß die durchschnittlichen Exzentrizitäten wirklich dieses Verhalten zeigen, scheint bisher noch nicht besonders berücksichtigt worden zu sein.

A. von Brunn hat nun auf Grund eines von Mascart 1899 veröffentlichten statistischen Materials Untersuchungen über die Perihelien und über die Exzentrizitäten veröffentlicht. Er teilt den Umfang, vom Jupiterperihel aus rechtläufig zählend, in 16 gleiche Teile und liefert die nachstehende Tabelle, deren erste Spalte diese 16 Teile enthält, die zweite die Zahl der darin liegenden Planetenperihelien, die dritte den Mittelwert der Exzentrizitäten für die betreffenden Planeten. Es folgen dann die gleichen Daten für den Halbumbreis zu beiden Seiten vom Jupiterperihel und -Aphel.

I	43	0,1550	X	19	0,1301
II	36	0,1466	XI	22	0,1377
III	33	0,1457	XII	22	0,1246
IV	24	0,1437	XIII	21	0,1786
V	23	0,1335	XIV	30	0,1667
VI	18	0,1150	XV	38	0,1447
VII	16	0,1361	XVI	42	0,1612
VIII	12	0,0938	XIII—IV	267	0,1544
IX	15	0,1377	V—VII	147	0,1276

¹ „Astronomische Nachrichten“, Nr. 4122. „Sirius“, Zeitschrift für populäre Astronomie. Bd. XXXIX, S. 277 ff.

Daraus ergibt sich die Abnahme der Häufigkeitszahlen und, wenn auch weit unregelmäßiger, der mittleren Exzentrizitäten vom Jupiterperihel zum Jupiteraphel.

Aus der mathematischen Untersuchung des Zusammenhanges dieser Zahlen mit den Säkularstörungen, welche die Planetoidenbahnen erleiden, findet Brunn, daß bezüglich der wirklichen Exzentrizitäten und Perihellängen der Planetoiden, deren ungleichmäßige Verteilung der Hauptsache nach durch die Säkularstörungen der großen Planeten hervorgerufen wird, sich darüber, aber im gleichen Sinne, nur viel weniger stark wirkend, eine nur scheinbar auf klimatologischen Ursachen beruhende Ungleichmäßigkeit lagert.

Was die klimatologischen Ursachen anlangt, bemerkt Brunn, daß für die nördliche Hemisphäre das Halbjahr Juli bis Dezember für die Beobachtung günstiger sein dürfte als das andere. „Es wird also für die Planeten die Entdeckungswahrscheinlichkeit größer sein, deren Perihel in dieser Zeit in Opposition mit der Sonne steht; diese Forderung ist sehr nahe damit gleichbedeutend, daß es im IV. und I. Quadranten, vom Jupiterperihel gerechnet, liegt. Soll dieses als Erklärung für die Anhäufung für die sonnen-, also auch für die erdnächsten Planeten am auffallendsten sein, da für solche die Abhängigkeit der Oppositionsbeständigkeit von der gleichzeitigen Stellung in der Bahn am größten ist. Das stellt sich aber wirklich als richtig heraus.“

Die Illquelle.

Am Nordfuße des Jura, dessen langgezogene Ketten das Deutsche Reich nach der Schweiz hin längsriegelartig abschließen, entspringt des schönen Elsaßlandes bedeutendster Fluß, die Ill. Wer in neuen oder alten Geographiebüchern nachschlägt, findet kurz angegeben: „Die Ill entspringt bei dem Dorfe Winkel.“ Aber schon zu verschiedenen Malen haben sich Forscher über den Ursprung der Illquellen gestritten. Die einen lassen die Ill bei Winkel entspringen, die anderen bei Lurdorf. Auch heute noch ist die gelehrte Welt sich nicht einig, lesen wir doch in einem Aufsatz „Das Sundgauer Hügelland“ von L. G. Werner (Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, XXVIII. Jahrg.): „Die Ill, der Hauptfluß des Elsaßes, entspringt klein und bescheiden bei Winkel 527 Meter über dem Meerespiegel und 420 Meter über dem Punkte, wo sie bei Lurdorf wieder zutage tritt . . . In einem kleinen von Gebüsch und mächtigen Kalkfelsen umgebenen Becken, etwa 600 Meter hinter Lurdorf, beginnt der eigentliche, sichtbare Lauf der Ill. Winkel scheint die erste Quelle zu besitzen und soll ihr Wasser von hier etwa 2 Kilometer unterirdisch bis Lurdorf fließen; eine Berechtigung für diese Annahme ist jedoch bis heute noch nicht erbracht worden.“ Auch unsere Geographieprofessoren teilen diese Ansicht. Heute können wir die Streitfrage endgiltig lösen. Durch die Untersuchungen des Apothekers Kern mittels charakteristischer Chemikalien ist der Nachweis erbracht worden, daß in der Tat die erste Hauptquelle der Ill bei dem Dorfe Winkel aus dem Boden sprudelt. All die zahlreichen Wasseradern, die am Nordabhang des Winkler Juraberges in die Tiefe sinken, sammeln sich in der Tiefe am Fuße des Bergabhanges.

Vielleicht von einer unterirdischen, kalkig-lehmigen Schwelle gezwungen, steigt das Wasser lustig murmelnd zutage, froh dem Dunkel des Erdreiches entronnen zu sein. Aber nicht lange darf es sich des wärmenden Sonnenscheines erfreuen, denn unweit der Quelle öffnet sich der Boden aufs neue, die Quelle etwa 2 Kilometer unterirdisch weiterzuführen. Unweit des kleinen Brückchens, das die neue Bezirksstraße Gebweiler-Bügel mit der alten Bezirksstraße Nr. 2 verbindet, kommt die Quelle ans Tageslicht. Das Gelände an sich zwischen dem Illbrückchen und dem Dorfe Winkel stellt ein anmutiges Wiesental vor. Unserer Ansicht nach haben wir es nach Bau und Konfiguration mit einem alten Tale zu tun, das in der wasserreichen Diluvialzeit gebildet worden und nach und nach in ein Trockental übergegangen ist. Die saftigen Wiesen deuten auf unterirdischen Wasserreichtum hin, der eben von der unterirdisch fließenden Illquelle herrührt. Daß dieselbe im Laufe der Jahre ein unterirdisches Bett gebildet hat, kann uns in dem fast reinen Kalkgebiet nicht wundern, sondern berechtigt uns, wenn wir Quellen und Flüsse in anderen Kalkgebieten zum Vergleiche heranziehen, zu dem Ausspruch, daß die Illquelle durch stetige Arbeit ihr Bett immer tiefer und tiefer untertags legen wird, um dann an einer anderen Stelle als an der heutigen Illbrücke wieder zutage zu treten.

G. Tschaeche,
Rappoltsweiler im Elsaß.

Politische Geographie und Statistik.

Die Staaten und Kolonien der Erde nach ihren politischen Verhältnissen.

(Mit einer Karte.)

Es gewährt ein besonderes Interesse, die politischen Verhältnisse auf der Erde zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu betrachten, zu einer Zeit, da auf einer Seite die Entwicklung zu einer gewissen Stabilität gekommen zu sein scheint, während andererseits die politische Gestaltung unzweifelhaft einer baldigen Veränderung entgegengeht. In Europa und Amerika ist in naher Zukunft wohl kaum eine Umwandlung in den politischen Verhältnissen zu erwarten, wogegen Asien, Afrika und Australien eine solche über kurz oder lang erfahren dürften.

Europa ist der monarchische Erdteil, wenn derselbe auch die 4 Republiken Frankreich, Schweiz, Andorra und San Marino einschließt. Denn diese Freistaaten bilden dem Areal nach nur $\frac{1}{17}$ des Erdtheiles, ihre Bevölkerung $\frac{1}{9}$ der von Europa. Dieses ist aber auch der konstitutionelle Erdteil, da sämtliche Monarchien bis auf die despotische Türkei und das absolute Fürstentum Monaco verfassungsmäßig regiert werden, nachdem jüngst auch Rußland und Montenegro eine sogenannte Verfassung erhalten haben. In Europa besteht die Neigung zur konstitutionellen Monarchie, so daß die republikanischen Parteien in einzelnen Staaten, wie in Portugal und Spanien wenig Aussicht auf Erfolg haben. Hat doch beispielsweise Norwegen, dessen Proklamierung als Republik gewiß keinerlei Einwand begegnen würde, sich für die monarchisch-konstitutionelle Form entschieden.

Dagegen ist Amerika der republikanische Erdteil und wird es auch bleiben. Die Union duldet nicht die Errichtung von Monarchien und hat derlei Versuche stets bekämpft und unterdrückt. Nachdem Brasilien das Kaiserthum gestürzt und das vor kurzem noch spanische Cuba sich als Republik konstituiert hat, ist nur ein relativ kleiner Teil noch Kolonialbesitz europäischer Mächte, von denen bloß England ausgedehnte Gebiete sein eigen nennt. Dem Verluste derselben hat Britannien durch Gewährung einer gewissen politischen Selbständigkeit in kluger Weise vorgebeugt. Ob aber nicht dennoch die große Dominion of Canada sich vom Mutterlande unabhängig machen wird, scheint wohl nur eine Frage der Zeit; und dann wird sie gewiß die republikanische Verfassung annehmen.

Am interessantesten von allen Erdtheilen ist gegenwärtig Asien, wo die bedeutsamsten Umwälzungen voranzuziehen sind. Asien zeigt nicht wie die beiden ersterwähnten Erdtheile einen einheitlichen Charakter der politischen Verhältnisse, sondern gewährt ein buntes Bild. Sehen wir von den großen Besitzungen europäischer Staaten, namentlich Englands, Rußlands und der Niederlande ab, so finden wir wohl durchgehends Monarchien, aber in allen Abtönungen. China, die Türkei, Afghanistan werden despotisch regiert, Korea, Nepal, Siam, Oman, Siam und die russischen Vasallenstaaten Bokhara und Chitwa absolut, Japan und Persien konstitutionell. Die Machtstellung, welche sich Japan durch den siegreichen Krieg mit Rußland errungen hat, übt einen gewaltigen Einfluß auf die Verhältnisse in Ostasien und das aus seiner Lethargie aufgerüttelte Chinesische Reich wird demnächst unter diesem Einflusse und nach Japans Vorbild auch seine Verfassungsverhältnisse umgestalten. Unentschieden ist derzeit ferner die Lage der Philippinen, von denen die Amerikaner erklären, daß sie nach vollständiger Pazifizierung und Konsolidierung der Inselgruppe die Errichtung einer eigenen Republik dabeilbst fördern wollen. Ob England imstande sein wird, seine Herrschaft über Indien, wo ein Streben nach Selbständigkeit nicht wegzuleugnen ist, auf die Dauer zu behaupten, mag fraglich erscheinen.

Afrika stellt sich bei einem Blick auf die Karte eigentlich als ein kolonialer Erdteil dar, da das weitaus größte Gebiet unter die europäischen Mächte England, Frankreich, Deutschland, Portugal und Spanien verteilt erscheint und auch das eigenartige Staatsgebilde des Kongostaates hierher zu zählen ist. Doch kann bezüglich dieser räumlich so ausgedehnten Kolonien, Schutzgebiete und Interessensphären nur in sehr beschränktem Maße von einer wirklichen Kolonialherrschaft gesprochen werden. Vielmehr bestehen in vielen dieser Territorien zahlreiche einheimische kleinere oder größere Herrschaften, von denen freilich nur einige als Staaten angesprochen werden können. Als selbständige Staaten sind nur die despotischen Monarchien Abessinien und Marokko und die Republik Liberia zu nennen. Dazu kommen noch der türkische Besitz Tripolis mit Barka und der türkische Tributärstaat Ägypten.

Australien mit Polynesien endlich ist der eminent koloniale Erdteil, nachdem auch die letzten Inselstaaten unter europäische Schutzherrschaft geraten sind. Hier

dominiert England überwältigend. Wie in Nordamerika die Dominion of Canada und in Sidafrika die Kapkolonie, so hat der das ganze Festland samt der Insel Tasmanien umfassende Commonwealth of Australia bereits eine Selbständigkeit erlangt, welche die seinerzeitige Loslösung vom Mutterlande vorbereiten dürfte.

Der überseeische Handel Marokkos 1906.

Im Jahre 1906 hatte der gesamte überseeische Handel Marokkos einen Wert von 59,929.519 Mark. Davon entfielen 23,566.200 Mark auf die Ausfuhr und 36,368.119 Mark auf die Einfuhr. Letztere überwog also um 12,801.919 Mark.

Von den Ausfuhrsgütern wurden ungereinigte Wolle für 2,797.329 Mark, gewaschene Wolle für 660.090 Mark ausgeführt. Der Hauptausfuhrhafen für Wolle, von der ungefähr $\frac{3}{4}$ nach Frankreich geht, ist Casablanca. Für Hammelfelle betrug die Ausfuhr, die ebenfalls zum größten Teile über Casablanca geht, 3,856.240 Mark. Auch für diesen Artikel ist Frankreich der Hauptabnehmer, an zweiter Stelle folgt Deutschland. Die marokkanischen Ziegenfelle, die das wertvolle Maroquinleder liefern, werden zum größten Teile über Mogador ausgeführt. Der Wert dieser Ausfuhr betrug in 1906 3,738.262 Mark. Käufer für dieses Leder sind nächst Frankreich besonders England und die Vereinigten Staaten von Amerika. Der Wert der ausgeführten Rinder betrug 4,034.340 Mark. Dazu kamen für Felle, Horn usw. 2,383.718 Mark. Die meisten Rinder gehen nach Algerien und Spanien, vor allem aber nach Gibraltar. Für das marokkanische Wachs, dessen Hauptmarkt Mogador ist, ist Deutschland fast der ausschließliche Käufer. Der Wert betrug 691.549 Mark. Fast über sämtliche Häfen Marokkos werden Eier ausgeführt, die sich im Preise sehr billig stellen, durchschnittlich 48 Mark für das Tausend. Für 1,516.056 Mark gingen zumeist nach England, in zweiter Reihe nach Spanien. Die Gummiausfuhr über Mogador im Werte von 488.655 Mark ging zum überwiegenden Teile nach England, der Rest nach Frankreich. Mandeln wurden für 966.372 Mark ausgeführt, $\frac{9}{11}$ davon nahm England, $\frac{2}{11}$ Deutschland. Korianber, der im Werte von 254.429 Mark zumeist über Casablanca ausgeführt wurde, ging hauptsächlich nach Deutschland. Samen, die teils als Vogelfutter, teils zum Appretieren von Baumwollgeweben dienen, wurden nach England, Deutschland und Südamerika für 175.028 Mark ausgeführt.

Für die Einfuhr von Zerealien, die einen Wert von 6,778.050 Mark hatte, ist Frankreich fast ausschließlich Lieferant. Zucker, der im Werte von 1,024.187 Mark eingeführt wurde, wurde zu $\frac{10}{13}$ von Frankreich, zu $\frac{2}{13}$ von Belgien geliefert; in das letzte Dreizehntel teilten sich Deutschland und Österreich. Tee wurde ausschließlich von England eingeführt, und zwar im Werte von 179.484 Mark. Reis führten Deutschland und England ein, und zwar für 884.505 Mark. Die Einfuhr von Getränken betrug 575.951 Mark. Weine lieferten Spanien, in geringen Mengen auch Algerien. Bier und Spirituosen kommen aus Deutschland. Baumwollsaatöl liefert England, Spanien und an zweiter Stelle Frankreich Olivenöl. Importiert wurde für 6,543.469 Mark. In den Kaffeehandel teilten sich Deutschland, England und Frankreich. Der Wert der Einfuhr betrug 219.236 Mark.

Von der Einfuhr baumwollener Gewebe im Werte von 8,007.029 Mark entfällt $\frac{9}{10}$ auf England. Seidenwaren lieferte Frankreich im Werte von 805.248 Mark. In die Einfuhr von Wollstoffen (452.688 Mark) teilen sich Deutschland, England und Frankreich. Frankreich ist der Hauptlieferant von Modeartikeln; in zweiter Reihe folgt England. Die Einfuhr betrug 123.670 Mark.

Der Abiaz englischer Paraffinkerzen betrug 1,031.902 Mark. Petroleum (174.603 Mark) kommt fast ausschließlich aus den Vereinigten Staaten von Amerika. Eisenwaren liefern England und Deutschland für 293.451 Mark. Norwegen, Rußland und Österreich sind die Holzlieferanten Marokkos, sie führten für 202.133 Mark dort ein. Kurzwaren (249.504 Mark) wurden früher zum überwiegenden Teile von England, in zweiter Reihe von Frankreich geliefert. Neuerdings gewinnt die deutsche Ware durch ihre Wohlfeilheit immer mehr an Boden.

Die obigen, von der französischen Delegation marokkanischer Staatsgläubiger schätzungsweise ermittelten Zahlen bedürfen dringend der Nachprüfung. Wir glauben sie aber im gegenwärtigen Zeitpunkte unseren Lesern nicht vorenthalten zu sollen.

Die Eisenbahnen der Erde im Jahre 1905. Über die Entwicklung des Eisenbahnnetzes auf dem gesamten Erdball geben die nachstehenden, amtlichen Quellen entnommenen Daten Aufschluß: Der Gesamtumfang der Eisenbahnen der Erde betrug mit Ende des Jahres 1905 905.695 Kilometer und ist derselbe dem Vorjahre gegenüber um 20.156 Kilometer gestiegen, von welchen rund 4000 Kilometer auf die Entwicklung des europäischen Eisenbahnnetzes entfallen. Von der Erweiterung des Eisenbahnnetzes in Europa entfielen

auf Deutschland 913 Kilometer, auf Österreich-Ungarn 750 Kilometer, auf Frankreich 693 Kilometer und auf Großbritannien nur 150 Kilometer. Von dem oben ausgewiesenen Eisenbahnnetz befinden sich in Amerika 460.196 Kilometer (darunter in den Vereinigten Staaten 351.503 Kilometer), in Europa 309.393 Kilometer, in Asien 81.421 Kilometer, in Australien 28.069 Kilometer und in Afrika 26.616 Kilometer. Am besten sind mit Eisenbahnen ausgestattet die Vereinigten Staaten von Amerika mit 351.503 Kilometer, hierauf folgt Deutschland mit 56.477 Kilometer, das europäische Rußland mit 54.974 Kilometer, Frankreich mit 46.466 Kilometer, Britisch-Ostindien mit 46.045 Kilometer, Österreich-Ungarn mit 39.318 Kilometer, Großbritannien und Irland mit 36.447 Kilometer, Kanada mit 33.147 Kilometer, die Argentinische Republik mit 19.971 Kilometer, Mexiko mit 19.678 Kilometer, Brasilien mit 16.805 Kilometer, Italien mit 16.284 Kilometer. Im Verhältnis zum Flächeninhalt des Landes hat das Königreich Belgien die meisten Eisenbahnen; es entfallen nämlich auf 100 Quadratmeter Flächeninhalt 24,6 Kilometer Eisenbahnen; hierauf folgen Sachsen mit 19,9 Kilometer, Baden mit 14,3 Kilometer, Elsaß-Lothringen mit 13,6 Kilometer, England mit 11,6 Kilometer; ungünstig ist dieses Verhältnis in den Vereinigten Staaten, wo nur 3,8 Kilometer auf 100 Quadratmeter Fläche entfallen. Die meisten Eisenbahnen im Verhältnis zur Bevölkerung hat die australische Kolonie Queensland, wo auf 10.000 Einwohner 105,9 Kilometer entfallen; in den Vereinigten Staaten kommen 44,7 Kilometer auf 10.000 Einwohner, in Schweden 24,6 Kilometer, in Deutschland 10 Kilometer, in Frankreich 11,9 Kilometer, in England 8,8 Kilometer, in Österreich-Ungarn 8,5 Kilometer auf 10.000 Einwohner. Das Anlagekapital aller Eisenbahnen der Erde belief sich am Schlusse des Jahres 1905 auf rund 214 Milliarden Kronen und betrug der Zuwachs des Anlagekapitales im Jahre 1905 dem Vorjahre gegenüber 4,7 Milliarden Kronen.

Die russischen Eisenbahnen im Jahre 1906. Die Gesamtlänge der dem Verkehre übergebenen russischen Eisenbahnen betrug am 1. Februar 1907 64.816 Werst. Davon entfielen auf Staatsbahnen 40.342 Werst, auf die privaten Hauptbahnen 58.035 Werst, auf die Secundärbahnen 2128 Werst, auf die Staatsbahnen des Großfürstentums Finnland 2782 Werst, auf Privatbahnen desselben Landes 254 Werst und auf die Chinesische Ostbahn 1617 Werst. Ferner sind im Berichtsjahre 1778 Werst im Bau begriffen gewesen, von denen 768 Werst bereits zum 1. Februar 1907 im Betriebe waren. Außerdem war verschiedenen Koncessionären die Erlaubnis erteilt worden, weitere 1636 Werst Eisenbahnen zu bauen. Die Einnahmen der Staatsbahnen beliefen sich im vergangenen Jahre auf 454.143.287 Rubel gegen 393.667.812 Rubel im Vorjahre. Demnach ist im Berichtsjahre ein Plus von 60.475.475 Rubel zu verzeichnen. Pro Werst betragen die Einnahmen im Jahre 1906 durchschnittlich 11.621 Rubel gegen 10.589 Rubel im Vorjahre, was einen Zuwachs von 9,7 Prozent bedeutet. Diese Zunahme entfiel hauptsächlich auf die Sibirische Bahn, wo die Einnahmen im Jahre 1906 um 37,2 Prozent gestiegen sind. Insgesamt sind auf den Staatsbahnen im Jahre 1906 78.151.655 Passagiere und 6.213.453.000 Pud Güter zur Beförderung gelangt, gegen 75.310.845 Passagiere und 5.438.666.000 Pud Güter im Vorjahre. Die Einnahmen der Privatbahnen beliefen sich auf 185.894.753 Rubel gegen 177.922.453 Rubel im Jahre 1905. Die Zahl der auf diesen Bahnen beförderten Passagiere bezifferte sich auf 29.042.497 gegen 28.103.537 Passagiere im Jahre 1905, und das Quantum der transportierten Güter auf 2.337.545.000 Pud gegen 2.195.393.000 Pud. Auch auf den Zufuhrbahnen ist im Berichtsjahre eine Zunahme der Einnahmen konstatiert worden. Während nämlich diese Bahnen im Jahre 1905 einen Ertrag von 4.483.693 Rubel aufzuweisen hatten, belief sich derselbe im Jahre 1906 auf 5.307.932 Rubel. Die Einnahmen pro Werst sind um 12,5 Prozent gestiegen. Der Ertrag des gesamten russischen Schienennetzes (Finnland ausgenommen) betrug im Jahre 1906 650.327.329 Rubel gegen 578.277.853 Rubel im Vorjahre.

Deutschlands Getreide-Ein- und Ausfuhr. Die Getreide-Ein- und Ausfuhr des Deutschen Reiches in den vom 1. August bis 31. Juli reichenden Erntefahren betrug in Doppelzentnern:

Gesamteinfuhr:

	1906/07	1905/06	1904/05
Roggen	6,908.382	7,222.272	3,978.651
Weizen	24,290.402	26,150.910	21,734.310
Malzgerste	4,418.308		
Anderer Gerste	16,612.525	19,016.864	14,475.449
Hafer	3,788.650	11,077.887	8,068.149
Mais	12,834.298	11,433.318	9,878.069
Roggenmehl	27.744	19.519	16.255
Weizenmehl	189.932	288.858	199.655

Gesamtausfuhr:

	1906/07	1905/06	1904/05
Roggen	2,915.044	1,646.869	4,617.124
Weizen	3,334.305	3,066.948	3,859.611
Malzgerste	74.990		
Anderer Gerste	69.061	225.225	391.501
Safer	3,591.369	2,142.084	2,778.999
Maiz	870.504	417.811	387.859
Roggenmehl	891.898	665.591	1,264.058
Weizenmehl	879.470	590.309	895.248

Rumäniens Außenhandel. Einer vom Chef des Statistischen Amtes in Bukarest, Dr. L. Colesco, herausgegebenen Abhandlung „Die wirtschaftlichen Fortschritte Rumäniens unter der Regierung Königs Karl I. (1866 bis 1900)“ entnehmen wir folgende Daten über die Entwicklung des rumänischen Außenhandels: Im Jahre 1866 erreichte der gesamte Handelsverkehr Rumäniens mit dem Auslande nur einen Wert von 188 Millionen Lei, wovon 71½ Millionen auf die Einfuhr und 116½ Millionen auf die Ausfuhr entfielen. Im Jahre 1905 wies der rumänische Außenhandel einen Gesamtwert von 794½ Millionen Lei auf, und zwar die Einfuhr 337½ Millionen und die Ausfuhr 457 Millionen Lei. Die Handelsbewegung war im Jahre 1905 allerdings ausnahmsweise stark; die Ausfuhr erreichte in diesem Jahre eine noch nicht dagewesene Höhe. Während in dem Zeitraum 1896 bis 1900 durchschnittlich für 261 Millionen Lei jährlich Waren ausgeführt wurden, bewertete sich die jährliche Durchschnittsausfuhr 1901 bis 1905 auf 361 Millionen Lei, also 100 Millionen Lei mehr. Auch die Einfuhr war 1905 zwar groß, aber nicht außerordentlich bedeutend, da diese von dem Jahre 1898, in dem sie etwa 390 Millionen Lei betrug, übertraffen wurde. Die Einfuhr weist in den letzten 10 Jahren einen Niedergang auf. In der Periode 1896 bis 1900 kam die durchschnittliche Jahreseinfuhr auf 327 Millionen Lei, dagegen 1901 bis 1905 229 Millionen Lei. In der Menge übertraf der Handel Rumäniens 1905 mit rund 4.200.000 Tonnen bei weitem die Zahlen der vorhergehenden Jahre die sich zwischen 2.090.000 Tonnen (1899) und 3.780.000 Tonnen (1902) bewegten. Bemerkenswert ist die große Differenz zwischen der Ein- und Ausfuhrsmenge. Im Jahre 1905 importierte Rumänien 731.000 Tonnen, exportierte dagegen 3.464.000 Tonnen.

Irland unter englischer Herrschaft. Der letzte Bericht des Statistischen Amtes für Irland zeigt, daß die Bevölkerung Irlands unter der englischen Herrschaft beständig zurückgeht. Sie ist von 8.287.848 (1846) auf 4.542.061 (1896) zurückgegangen und dann in den letzten 10 Jahren, in denen ungefähr 400.000 Iren, gerade die jungen und kräftigen Leute, ausgewandert sind, auf 4.388.066 letztes Jahr gesunken. Kein anderes Land in Europa weist eine solche Erscheinung auf. Der „Manchester Guardian“ schreibt: „Dieses stetige friedliche Abtöten einer Nation, deren Geschick wir durch so häßliche Mittel wie den durch Korruption erzielten Akt der Union in unsere Hand genommen haben, ist es, was die moralische Autorität Englands in Europa beinahe vernichtet, wenn es den Herrschern in der europäischen Türkei oder am Kongo ihre Pflichten gegen die Beherrschten predigt. Die kontinentale Legende von der englischen Heuchelei schlägt nur tiefere Wurzeln.“

Schiffsverkehr der deutschen Kolonien 1905. Der Schiffsverkehr der neun deutschen Schutzgebiete in Afrika, Australien und Ostasien erfreut sich einer rasch vorwärts schreitenden Entwicklung. Insgesamt standen im Jahre 1902 in Togo, Kamerun, Südwestafrika, Ostafrika, Neu-Guinea, auf den Marshallinseln, den Karolinen und Marianen, auf Samoa und in Kiautschou 24 Häfen und Keeden dem Verkehr von Seeschiffen offen. Ihre Zahl war nach der im neuesten Bande des „Nauticus“ gegebenen Statistik im Jahre 1905 bereits auf 35 gewachsen. Der Schiffsverkehr, der 1902 nur 2335 Schiffe mit zusammen 2 Millionen Registertonnen zählte, umfaßte 1905 nicht weniger als 7692 Schiffe mit 5 Millionen Registertonnen. Das ist also in drei Jahren eine Verkehrssteigerung um das 1½fache. Außer in Samoa, wo die englische Flagge die größere Tonnage stellte, überwog überall die deutsche Flagge. Nach der Größe des ein- und ausgegangenen Schiffsraumes geordnet zeigen die Kolonien diese Reihenfolge: Südwestafrika (1.553.000 Tonnen), Ostafrika (1.250.000 Tonnen), Kamerun (962.000 Tonnen), Kiautschou (477.000 Tonnen), Togo (419.000 Tonnen), Neu-Guinea (296.000 Tonnen), Samoa (52.000 Tonnen), die Karolinen und Marianen (37.000 Tonnen) und die Marshallinseln (23.000 Tonnen).

Wirtschaftliches aus Korea. Ein Bericht des englischen Konsuls in Tschemulpo enthält folgende Angaben: Im Jahre 1906 hat der Außenhandel von Korea den Wert von 3.842.628 Pf. Sterl. erreicht, was eine bemerkenswerte Zunahme gegen die Vorjahre bedeutet, mit Ausnahme des Jahres 1905, in dem infolge außerordentlicher Umstände der Wert des Außenhandels 3.967.365 Pf. Sterl. betrug. Das Münzwesen bessert sich unter der japanischen

Kontrolle. Es wurden 824.000 Silber-, 65,085.390 Nickel- und 1,315.903 Bronzemünzen eingezogen und neue Münzen im Werte von 5,180.043 Yen ausgegeben. Das Eisenbahnen von Korea hat eine Schienenlänge von mehr als 600 Meilen; überdies sind 300 Meilen im Bau. Der Haupthafen von Korea, Tchemulpo, befindet sich in beständiger Weiterentwicklung; nach der Vollendung der Regulierungsarbeiten wird Tchemulpo unter den Häfen des äußersten Ostens eine große Wichtigkeit erlangen. Die japanische Bevölkerung in Korea betrug am 1. Jänner 1907, die Militärs und Staatsbeamten nicht inbegriffen, 87,657 Personen; allmonatlich kommen mehr als 3000 neue japanische Einwanderer nach Korea.

Die drahtlose Telegraphie auf der Erde. Nach einer Statistik, die das Navy Department der Vereinigten Staaten aufgestellt hat, verteilen sich die Stationen für drahtlose Telegraphie auf der ganzen Erde folgendermaßen: Vereinigte Staaten 88, England und Irland 43, Italien 18, Deutschland 13, Rußland 8, Frankreich 6, Türkei 6, Argentinien 5, Brasilien 5, Kanada 5, China 5, Dänemark 4, Spanien 4, Schweden 3, Gibraltar 2, Österreich-Ungarn 2, Rumänien 2, Mexiko 2, Panama 2, Japan 2, Andamanen 2, Ägypten 2, Marokko 2, Mozambique 2, Tripolis 1, Costa-Rica 1, Montenegro 1, Portugal 1, Chile 1, Malta 1, Belgien 1, Norwegen 1. Das sind zusammen 254 Stationen, von denen über ein Drittel auf die Vereinigten Staaten entfallen.

Wirtschaftliche Entwicklung von Tunis. Einem Berichte des britischen Generalkonsuls in Tunis sind folgende Angaben über die wirtschaftliche Entwicklung des Beylikates im Jahre 1906 entnommen: Der Wert der Ausfuhr stieg infolge der guten Ernte um 828.535 Pf. Sterl. auf 3,2 Millionen Pf. Sterl. und die Einfuhr verminderte sich um 64.000 Pf. Sterl. auf 3,570.000 Pf. Sterl. Besondere Erwähnung verdient die Zunahme der Ausfuhr von Phosphaten (755.000 Pf. Sterl. gegen 510.000 Pf. Sterl. im Vorjahre), was hauptsächlich der Eröffnung der neuen Lager von Kalaat es-Seami und von Kalaadjerda zu verdanken ist. Auch die Ausfuhr von Wolle, Häuten und Schwämmen ist in starker Steigerung begriffen. Was die Einfuhr betrifft, so entfällt die größte Steigerung auf Eisenbahnmateriale und Maschinen, insbesondere auf solche, welche dem Bergbau dienen. Der Bergbau von Tunis ist auf dem Wege zu einer bemerkenswerten Entwicklung.

Religionsstatistik. Die Einwohnerzahl der Erde, die nach einem Blaubuch der amerikanischen Mission auf 1563 Millionen Menschen angegeben wird, umfaßt derselben Quelle zufolge 558,862.000 Christen, nämlich 166,066.500 Protestanten, 272,638.500 Römisch-katholische und 120,157.000 Griechisch-katholische, hierin auch die alten orientalischen Kirchengemeinschaften inbegriffen. Ferner werden angegeben 11,222.000 Juden, 216,630.000 Mohammedaner, 137,935.000 Buddhisten, 209,659.000 Hindus. Zur Lehre des Konfuzius bekennen sich 231,816.000 Menschen, 24,900.000 sind Schintoisten und 157 Millionen Fetischbeter, Animisten usw.

Der Handel Togos 1906. Nach der Handelsstatistik für das Schutzgebiet Togo im Kalenderjahre 1906 ist gegen das Vorjahr bei der Einfuhr eine Abnahme von 6,945.375 Mark auf 6,432.812 Mark zu verzeichnen, während die Ausfuhr von 3,956.639 Mark auf 4,199.336 Mark stieg. Der Gesamthandel belief sich demnach im Jahre 1906 auf 10,632.148 Mark gegen 10,902.014 Mark im Jahre 1905. Die Abnahme der Einfuhrziffer erklärt sich daraus, daß die hohe Zahl des Vorjahres hauptsächlich dadurch entstanden ist, daß in ihm das Material und die Maschinen für die Bahn Lome—Palime bis auf einen geringen Rest herangeschafft wurden. Infolge reichlicher Niederschläge ist die Erzeugung des nächst kautschuk wichtigsten Landeserzeugnisses, nämlich der Oliven, gestiegen, während der Maisbau, der mit größerer Mühe und geringerem Verdienst verbunden ist, zurückgegangen ist, zumal der Preis von 50 bis 70 Mark für 1000 Kilogramm auf 45 bis 52 Mark gesunken war. Die Ausfuhr von Palmkernen ist um 234.044 Kilogramm auf 3,434.172 Kilogramm, diejenige von Palmöl um 44.037 Kilogramm auf 469.071 Kilogramm gestiegen. Die Ausfuhr von Kopra und Erdnüssen hat sich fast verdoppelt, auch diejenige von Schi-Butter ist gestiegen. Die Erzeugung von Baumwolle und Kakao hat erfreuliche Fortschritte gemacht. An Baumwolle sind 1934 Kilogramm Doppelzentner im Werte von 165.000 Mark, an Kakao 286 Kilogramm Doppelzentner im Werte von 22.000 Mark ausgeführt worden. Für Kautschuk wurde im Jahre 1906 die bisher höchste Ausfuhrziffer mit 133.970 Kilogramm im Werte von 1,160.555 Mark erzielt. An dem Handel des Schutzgebietes war an erster Stelle das Mutterland mit 55 Prozent der Einfuhr, 63 Prozent der Ausfuhr, 59 Prozent des Gesamthandels beteiligt. Dann folgen die afrikanischen Nachbargebiete, England und Frankreich.

Die Ernährung der britischen Bevölkerung. Den soeben von dem Landwirtschaftsamt veröffentlichten Statistiken zufolge werden die Bewohner der Britischen Inseln immer mehr zu einer fleisshessenden Nation. Die hier in Frage stehenden Zahlen beziehen sich auf die

Zeit bis 1906. In dem Bericht heißt es, daß von Lebensmitteln die Einfuhr von geschlachtetem Vieh am meisten zugenommen hat, „so daß jeder Bewohner der Britischen Inseln heute doppelt so viel Fleisch verzehrt als vor 20 Jahren“. Die Zahl der lebend eingeführten Schafe und Schweine ist allerdings in den letzten Jahren geringer geworden, aber dafür hat die Einfuhr von lebendem Rindvieh in entsprechendem Maße zugenommen. Gleichzeitig stellt der Bericht fest, daß die Viehzucht im Lande selbst durchaus nicht nachgelassen hat, sondern daß auch, wenn die Zunahme der Bevölkerung gerechnet wird, die Quantität des hier produzierten Fleisches mindestens ebenso groß ist wie vor 20 Jahren. Überhaupt lebt die Nation heute bedeutend besser als vor 20 Jahren, denn es zeigt sich, daß der Verbrauch an Butter auch um 60 Prozent zugenommen hat. Der Verbrauch von Milch als solche (Butter und Käse nicht gerechnet) hat seit 20 Jahren um 100 Millionen Gallonen zugenommen und der Bedarf wächst gegenwärtig noch jährlich um 6 Millionen Gallonen. Folgende gewaltige Zahlen, die die Jahreseinfuhr pro 1906 darstellen, dürften von besonderem Interesse sein: Geschlachtetes Fleisch 18,451.266 Zentner, Butter 4,337.258 Zentner, Käse 2,638.794 Zentner, Weizen 92,867.200 Zentner, Mehl 14,190.300 Zentner, Gerste 19,934.500 Zentner und Hafer 15,286.500 Zentner. Was die Einfuhr von Weizen anbetrifft, so kamen 31 Millionen aus britischen Besitzungen und 61 Millionen aus dem Auslande. Weiter wurden während des Jahres 1906 aus dem Ausland nicht weniger als 2264 Millionen Eier eingeführt. Ein Drittel derselben kam aus Rußland und der größere Teil der beiden anderen Drittel aus Dänemark, Deutschland, Belgien und Frankreich.

Rückwanderung über Hamburg. Die Rückwanderung über Hamburg hat im Jahre 1906 eine erhebliche Steigerung erfahren. Nach dem Berichte des Reichskommissärs für das Auswandererwesen kamen diesmal 30.711 Rückwanderer gegen 17.476 im Jahre 1905 in Hamburg an. Vergleicht man die Zahl der Rückwanderer mit der Zahl der Auswanderer über den gleichen Hafen, so ergibt sich, daß jetzt bereits fast ein Fünftel der Auswanderung durch gleichzeitige Rückwanderung wieder wettgemacht wird. Die Auswanderung über Hamburg betrug im Jahre 1906 insgesamt 143.121 Personen. Von den Rückwanderern sind billigerweise 3697 Personen in Abzug zu bringen, die teils aus verschiedenen Gründen in den überseeischen Ländern zur Landung nicht zugelassen wurden, teils als mittellose Auswanderer öffentliche oder private Hilfe zur Rückkehr in ihre Heimat in Anspruch nehmen mußten. Die meisten Rückwanderer kamen aus dem Lande, das den größten Teil der Auswanderer anzieht, aus den Vereinigten Staaten von Amerika, und zwar wurden gezählt: 30.118 Personen aus New-York, 41 aus England, 58 aus Frankreich, 47 aus Spanien und Portugal, 158 aus Westindien und Mexiko, 43 aus Ostasien und 246 aus südamerikanischen Ländern. Ein Teil der Rückwanderer reiste bereits nicht mehr im Zwischendeck, sondern in der von der Hamburg-Amerika-Linie neu geschaffenen dritten Klasse; insgesamt 2615 Personen. Man wird aber auch nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß manche von denen, die in früheren Zeiten nach Amerika im Zwischendeck auswanderten, in der Kajüte heimgekehrt sind. So dürfte sich die Zahl der eigentlichen Rückwanderer durch einen zwar nicht nachgewiesenen, zweifellos aber vorhandenen Bruchteil der Kajütsbeförderung, die sich im ganzen auf 17.445 Personen belief, noch vermehren.

Der Handel Samoas 1906. Der Handelsbericht für das Schutzgebiet Samoa für 1906 verzeichnet zum erstenmal ein Überwiegen der Ausfuhr über die Einfuhr, d. h. es sind aus den Erzeugnissen der Insel höhere Beträge erzielt worden, als für eingeführte Lebensmittel und andere Gebrauchsgegenstände verausgabt wurden. Während im Jahre 1905 die Ausfuhr noch um 853.212 Mark hinter der Einfuhr zurückblieb, übersteigt sie diese jetzt um 155.014 Mark, so daß sich die Handelsbilanz der Kolonie um rund 1.000.000 Mark verbessert hat. Für die letzten vier Jahre betragen die Zahlen: 1903 Einfuhr 2.490.954 Mark, Ausfuhr 1.384.506 Mark; 1904 Einfuhr 2.681.405 Mark, Ausfuhr 1.674.881 Mark; 1905 Einfuhr 2.881.930 Mark, Ausfuhr 1.978.690 Mark; 1.06 Einfuhr 2.871.280 Mark, Ausfuhr 3.026.294 Mark. Daraus ergibt sich ein stetiges Steigen der Ausfuhrwerte der Kolonie, das fast ausschließlich dem größeren Ertrage der Kokospalmen und der Erhöhung der Koprpreise zuzuschreiben ist. Von diesem Produkt wurden ausgeführt: 1903 7614 Tonnen im Werte von 1.370.520 Mark; 1904 7446 Tonnen im Werte von 1.638.128 Mark; 1905 8603 Tonnen im Werte von 2.890.500 Mark. Der Skafao trug zu der erhöhten Ausfuhr des Jahres 1906 über 100.000 Mark bei, und zwar 70.000 Mark mehr als im Jahre 1905. Zu der Erzeugung dieser beiden Artikel wird in nicht ferne Zeit noch der Skautschuk hinzutreten. Danach kann der weiteren wirtschaftlichen Entwicklung des deutschen Samoagebietes mit Zuversicht entgegen gesehen werden.

Berühmte Geographen, Naturforscher und Reisende.

Wilhelm Filchner.

Durch seine große asiatische Reise hat Leutnant Wilhelm Filchner die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich gelenkt und sich in die erste Reihe der zeitgenössischen Forschungsreisenden gestellt, so daß sein wohlgelungenes Bildnis und einige biographische Angaben über ihn unseren Lesern gewiß willkommen sein werden.

Wilhelm Filchner wurde am 13. September 1877 in München geboren. Nachdem er daselbst durch drei Jahre das Gymnasium besucht hatte, trat er, um sich dem Militärdienste



Wilhelm Filchner.

zu widmen, in das Kadettenkorps zu München, das er im Laufe von sechs Jahren (1897) absolvierte. Er wurde 1898 Leutnant im königl. bayerischen ersten Infanterie-Regimente „König“ und frequentierte noch durch ein Jahr die Kriegsschule in München.

Neben seinen Berufsstudien beschäftigte sich Filchner viel mit Geographie, Mathematik und Sprachen. Wiederholt unternahm er größere Reisen, um Land und Leute näher kennen zu lernen, namentlich nach Rußland, wo er St. Petersburg, Finland, Moskau, Samara, Nischnij-Nowgorod, die Krim und den Kaukasus besuchte, später nach dem Balkan und nach Kleinasien. Im Jahre 1900 unternahm er einen Ritt über den Pamir, worüber er seine erste Publikation herausgab.

Aus Asien zurückgekehrt, besuchte Leutnant Filchner, in der Absicht, sich zum Forschungsreisenden auszubilden, das Polytechnikum in München, wo er die astronomische Ortsbestimmung, erdmagnetischen Messungen etc. erlernte. Gründlich vorbereitet, unternahm er eine große wissenschaftliche Expedition nach China und Tibet, welche in die Jahre 1903 bis 1905 fiel und auf der ihn seine jugendliche Gemahlin, sowie Dr. A. Tafel aus Stuttgart als Geologe

begleiteten. Als Programm seiner Reise für China hatte Filchner aufgestellt: a) Topographische Aufnahme des Mittellaufes des Hanflusses von Lau-ho-fou nach Sing-an-fu. b) Aufsuchen und Festlegen eines neuen Überganges über den Ts'ingling zwischen Sing-an-fu und Si-an-fu. Für Tibet war die Lösung folgender Aufgaben beabsichtigt: Zusammenstellung der Expedition in Si-ning-fu, der westlichsten Stadt der Provinz Kanlu; Vormarsch zu den Quellseen des Gelben Flusses, Überschreitung dieses, Vorstoß nach Süden in die Bayenkarakte; Beginn des Ostmarsches, dem Matschu entlang (Matschu ist der Name, den das anwahnende waffengeübte räuberische Volk der Ngolok dem Oberlauf des Hoangho gegeben hat) bis zu seinem S-förmigen Knie, dann Durchstoß auf Sung-p'an-king und über Mintschau zurück nach Si-ning-fu. Trotz der größten Schwierigkeiten und vielfachen Gefahren gelang es Filchner, alle Punkte dieses reichen Programmes zu lösen; nur das S-förmige Knie des Matschu festzulegen, war dem Reisenden nicht vergönnt, da die verschlagenen Ngolok gerade am entscheidenden Punkte der Expedition falsche Wege wiesen. Doch hegt Filchner hinsichtlich des fehlenden Stückes die Hoffnung, es konstruktiv aus seinen topographischen Aufnahmen gewinnen zu können. Die Arbeiten Filchners wurden ergänzt durch die seiner wackeren Frau, die während der Tibetreise ihres Mannes in Si-ning-fu blieb, dort umfangreiche und gewissenhafte meteorologische Aufzeichnungen machte und botanische, zoologische und ethnographische Sammlungen anlegte; und endlich durch die Arbeiten Dr. Tafels, welcher die geologischen Beobachtungen übernommen hatte.

Diese große ergebnisreiche Forschungsreise hatte zur Folge, daß Leutnant Filchner zum Zwecke der Bearbeitung des wissenschaftlichen Materiales derselben nach Berlin kommandiert wurde, wo er nun das dritte Jahr verbringt. Besondere Unterstützung und Förderung seiner Arbeiten wurde dem Forschungsreisenden durch die Chefs des Großen Generalstabes Erzellenz Graf v. Schlieffen und Erzellenz v. Moltke zuteil, sowie durch die Zentraldirektion der Vermessungen, der königl. Preussischen Landesaufnahme und der königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften. Für die Bewältigung der überreichen Forschungsergebnisse mußten viele Fachmänner gewonnen werden und es wird Jahre dauern, bis das geplante Werk vollendet sein wird. Zunächst hat Leutnant Filchner selbst zwei Bände erscheinen lassen, „Das Kloster Kumbum“ (1906), welches seinen Besuch in diesem berühmten lamaïschen Kloster behandelt und ein treffliches Bild buddhistischen Klosterlebens bietet, und „Das Rätsel des Matschu“ (ebendasselbst 1907), eine prächtige Schilderung der Gesamtreise, in der die wissenschaftlichen Ergebnisse nur in der Einleitung kurz zusammengestellt werden. (Vgl. S. 47.) Letztere sollen in einem Kartenwerk und in einem Textwerk erscheinen.

Filchners Routenaufnahmen erstrecken sich auf 2000 Kilometer Reiseweg; es wurden ferner in ganzen 600 Höhenmessungen ausgeführt, an 20 Punkten astronomische Breiten, an 22 astronomische Längen bestimmt, an 42 die magnetische Horizontalintensität und Deklination gemessen. Das hierdurch ermöglichte Kartenwerk wird im Maßstabe 1:50.000 bearbeitet und soll in sieben Teilen auf ungefähr 400 Blättern veröffentlicht werden. Auf Nordost-Tibet entfallen 5, Han und Ts'ing-ling je ein Teil. Außerdem wird eine die Ergebnisse zusammenfassende Übersichtskarte von Dr. Max Groll geplant. Für den Text sind 17 Bände vorgesehen, auf die sich der gewaltige Stoff in folgender Weise verteilt: Bd. I. Kumbum von Wilhelm Filchner (erschienen); II. Lan-tschou-sing-fu (mit 2 Kartenblättern) von Wilhelm Filchner; III. bis IX. Ergänzungsbände zu den Kartenwerken Nordost-Tibet, Han und Ts'ing-ling von Wilhelm Filchner; X. Teil I. 1. Abschnitt. Zoologie, bearbeitet von C. Altens (Wien), Malcolm Burr (London), A. Forel (Chigny bei Morges), S. Frieze (Schwerin i. M.), Dr. Grünberg (Berlin), Heinrich Karny (Wien), Prof. Fr. Klápálek (Prag), Prof. J. Kolbe (Berlin), Fr. Konow (Tschendorf bei Stargard), Dr. Th. Kuhgas (Berlin), Prof. Dr. Matschie (Berlin), Dr. Obst (Berlin), Dr. Pappenheim (Berlin), Dr. A. v. Schultzeß (Zürich), Prof. Dr. Tornier (Berlin), Prof. Oskar Vogt (Berlin), F. Weise (Berlin); 2. Abschnitt. Botanik, bearbeitet von Prof. Dr. Diels (Marburg); XI. Teil II. Zoologie; XII./XIII. Ethnographie, Teil I und II. Von Dr. Laufer (New-York); XIV. 1. Abschnitt. Meteorologie von Dr. Elsner (Berlin); 2. Abschnitt. Barometrische Höhenmessungen von Dr. Elsner (Berlin); XV. 1. Abschnitt. Astronomische Ortsbestimmungen von Wilhelm Filchner; 2. Abschnitt. Routenaufnahmeverfahren und Konfruktionsmethode von Wilhelm Filchner; XVI. Erdmagnetische Beobachtungen von Dr. Bencke (Potsdam); XVII. Geologie von Dr. Tafel (Stuttgart).

Angesichts der so umfangreichen wissenschaftlichen Arbeiten ist wohl nicht zu erwarten, daß Wilhelm Filchner, der übrigens mit Leib und Seele Offizier ist, in Bälde eine neue Forschungsreise unternehmen werde. Soviel wir erfahren, wird er demnächst sein philosophisches Doktorat machen, aber Offizier bleiben.

Geographische Nekrologie. Todesfälle.

Todesfälle. Am 17. Juli 1907 ist der treffliche Naturforscher, Geograph und Forschungsreisende Professor **Angelo Heilprin** gestorben. Er war 1853 zu Sátoralja-Ujhely in Ungarn geboren, kam aber im Alter von 3 Jahren nach Amerika, wo er von da an stets lebte. Seit dem Jahre 1881 lehrte er Paläontologie und Geologie an der Academy of Natural Science in Philadelphia und wurde vor kurzem zum Lektor der physikalischen Geographie an der Yale-Universität in New-Haven ernannt. Er war Präsident der Geographischen Gesellschaft in Philadelphia, in deren „Bulletin“ er verschiedene seiner Studien veröffentlichte. Von seinen Werken seien genannt „Geographical and Geological Distribution of animals“ (1887), „Explorations on the west coast of Florida and in the Okeechobee wilderness“ (1887), „Alaska and the Klondike“ (1899), „The Bermuda Islands“ (1899) und eine neuere Arbeit über die Katastrophe von Martinique. Heilprin beschäftigte sich auch mit arktischen Problemen und stand 1892 an der Spitze einer Hülfsexpedition für den Kommandanten Peary im Nordpolargebiet.

Geheimer Oberregierungsrat Professor **Dr. Hermann Karl Vogel**, Direktor des astrophysikalischen Observatoriums in Potsdam, am 3. April 1842 in Leipzig geboren, ist vor kurzem gestorben. Durch seine hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten, sowie durch seine rastlose Tätigkeit und sein bewundernswürdiges Organisations Talent ist das Observatorium auf dem Braubausberge unter seiner Leitung zu hoher Stellung und geachtetem Ansehen gelangt. Eine ausführliche Biographie des Vereinigten samt dessen Bildnis finden unsere Leser im XV. Jahrg. der „Mundschau“, S. 569 ff.

Der Orientalist und Bibelforscher Professor **Dr. Franz Haulen** in Bonn, ist, wie wir der Zeitschrift „Globe“ entnehmen, dort am 11. Juli 1907 gestorben. Haulen, der am 20. März 1827 in Düsseldorf geboren war, studierte in Bonn katholische Theologie, war dann seelsorgerlich tätig und seit 1863 Privatdozent in Bonn. Dort erhielt er 1880 eine außerordentliche, 1882 eine ordentliche Professur für alttestamentliche Exegese in der katholischen theologischen Fakultät. Von seinen Veröffentlichungen seien hier genannt seine 1856 erschienene Grammatik des Mandäerischen („Linguae Mandaeorum Institutiones“) und sein populär-wissenschaftliches Werk „Assyrien und Babylonien“ (Freiburg i. Br. 1876), das mehrere Auflagen erlebt hat.

Professor **de Calassanti-Motylnski**, Direktor der Medersa zu Constantine in Algerien, ist, wie die Zeitschrift „Globe“ mitteilt, im März 1907 gestorben. Im Jahre 1854 in Mascara geboren, wurde er 1875 Dolmetscher in der französischen Afrikaarmee. Sein Interesse wandte sich den Berber- und arabischen Dialekten zu, als er sechs Jahre im Mazab Dienste tat, und er wurde schließlich als Lehrer nach Constantine berufen. Von März bis November 1906 führte er im Auftrage des Generalgouverneurs von Algerien eine Forschungsreise im Dggar-Massiv aus, mit dessen Tuareghäuptlingen er schon manche Verbindungen angeknüpft hatte. Seine Ergebnisse sind linguistischer und ethnologischer Art, auch sammelte er in dem Gebirgslande viele Felszeichnungen und -Inschriften.

Der Admiral der englischen Marine, **John Maclear**, Kommandant des „Challenger“ auf seiner denkwürdigen wissenschaftlichen Reise in den Jahren 1872 bis 1876, Kapitän des „Alert“ und des „Thing Fth“, mit welchen Schiffen bedeutende hydrographische Arbeiten ausgeführt wurden, ist zu Niagara Falls am 17. Juli 1907 im Alter von 69 Jahren gestorben.

Der französische Schriftsteller **Edmond Demolins**, bekannt als Begründer der sozialen Geographie oder Soziogeographie, ist Ende Juli 1907 in Caen gestorben. Als Bewunderer der englischen Erziehung und Lebensweise, errichtete er in der Nähe von Paris die Ecole des Roches für moderne Erziehung nach englischem Vorbild und verfasste in gleicher Tendenz sein Buch „A quoi tient la supériorité des Anglo-Saxons“. Im Sinne der sozialen Geographie gab er das Organ „La Science sociale“ und die Werke „Les Français d'aujourd'hui“ und „Comment la route crée le type social“ (2 Bde.) heraus.

Der bekannte Anden- und Himalaareisende **Dr. Silem** hat am 15. Juli 1907 durch Absterben vom Montblanc seinen Tod gefunden.

Professor **Dr. Wilhelm Müller**, Privatdozent für Mineralogie und Geologie an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, ist am 2. Mai 1907 gestorben.

Der Geologe und Paläontologe **Dr. Karl Rominger** starb am 22. April 1907 zu Ann Arbor in Michigan im 86. Lebensjahre.

Kleine Mitteilungen aus allen Erdteilen.

Europa.

Donaufahrt in einer „Ulmer Schachtel“. Eine Donaufahrt in einer „Ulmer Schachtel“ von Ulm bis Wien unternahm ein Berliner, Dr. Eduard Hahn, in Begleitung seiner Schwester und des Wiener Naturforschers Dr. Max Kleb. Die „Ulmer Schachtel“ ist ein interessantes Fahrzeug. Es ist ein Ruderboot, 16 Meter lang und 2,30 Meter breit. Auf dem Deck steht die „Schachtel“, eine Holzhütte mit wasserdichter Leinwand überzogen und mit zwei Eingängen versehen. In ihrem Innern enthält sie Schlafstellen und ein Untergestell für einen Spiritusofen. Auf dem Dache selbst, das durch ein Regendach geschützt ist, nehmen die Reisenden ihre Mahlzeiten ein. Die Fahrt wurde in erster Linie zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchungen unternommen. Dr. Kleb benutzte die Reise zu hydrographischen Untersuchungen, die er während der Fahrt jede zweite Stunde anstellte. Es handelt sich um die Gewinnung eines abnormen Aspirations-thermometer, mit dessen Hilfe die Temperatur über dem Wasserpiegel festgestellt wird, wodurch man gewisse Schlüsse auf den Einfluß des Wassers auf die Lufttemperatur und umgekehrt gewinnen kann.

Kanal-tunnel zwischen Marseille und der Rhone. Den größten Tunnel der Erde wird in sieben oder acht Jahren Marseille besitzen. Die Stadt soll nämlich durch einen Kanal mit der Rhone verbunden werden. Für den Handel des ganzen südlichen Frankreichs ist dieser Kanal von der größten Wichtigkeit. Nun erhebt sich aber zwischen Marseille und der Rhone ein hohes Hügelgelände, die Rove-Hügel, und der Kanal kann nur gebaut werden, wenn man hier einen Tunnel durchlegt. Auf einer Strecke von 7 Kilometern wird der Wasserweg also unterirdisch werden müssen. Der 7 Kilometer lange Rove-Tunnel wird nun zwar nicht der längste Tunnel der Welt sein, aber doch der größte in dem Sinne, daß man, um ihn anzulegen, mehr Erde wird ausheben müssen, als für irgend einen anderen Tunnel. Der Tunnel wird, damit zwei Schiffe bequem aneinander vorüberfahren können, 22 Meter breit sein; die Höhe ist auf 14,20 Meter berechnet. Es werden mehr als 2,186.000 Kubikmeter zu entfernen sein, während z. B. beim Simplon-Tunnel nur 1,058.400 Kubikmeter zu entfernen waren. Und doch ist der Simplon-Tunnel der längste Tunnel der Welt, 21 Kilometer lang; dafür ist er nur 8,40 Meter breit und 6 Meter hoch. Der Rove-Tunnel dürfte eines der großartigsten Werke der Ingenieurkunst werden. Die Zahl der jetzt schon zu Schifffahrtszwecken benutzten Tunnels ist nicht klein, aber alle diese Tunnels haben eine nur geringe Bedeutung; so ist z. B. der Tunnel von Condes, am Marne-Saone-Kanal, sehr kurz und nur 16 Meter breit. Auf beiden Seiten des Rove-Tunnels sollen Stege angelegt werden, von welchen aus durch kleine elektrisch betriebene Kraftmaschinen Schiffe gezogen und geschleppt werden sollen. Das Tunnelprojekt wird einen Kostenaufwand von 34,500.000 Francs erfordern; der ganze Kanal soll 76 Millionen kosten.

Projekt eines Kanals zwischen Rhein und Antwerpen. Der Stadtrat von Antwerpen beschloß in der Kammer die Vorlage zum Bau eines großen Schifffahrtskanals zwischen Rhein und Antwerpen einzubringen. Der Kanal soll in Arefeld seinen Anfang nehmen.

Asien.

Rückkehr Prof. Grünwedels aus Sien. Von seiner nach Chinesisch-Turkestan unternommenen Expedition ist Prof. Dr. Grünwedel, Abteilungsdirektor im Museum für Völkerkunde, nach Berlin zurückgekehrt. Den Mittelpunkt der Expedition, über die wir mehrfach berichteten, bildete Turfan, und ihr Zweck war, die dort verschütteten Überreste einer vom Hellenismus beeinflussten indischen Kultur an das Licht zu ziehen und der gelehrten Forschung zugänglich zu machen. Das ist Grünwedel im reichsten Maße gelungen. In zweijähriger Arbeit hat er wie auf seiner ersten bahnbrechenden Expedition in den Jahren 1901 bis 1903 so auch diesmal eine Fülle von Material in Gestalt von Schriften und Werken der Plastik und Malerei heimgebracht. Die Manuskripte füllen elf Kisten, die der Gelehrte persönlich nach Berlin gebracht hat. Sie bestehen aus Stücken chinesischer Literatur, aus Schriften in einer alt-türkischen, erstorbenen Sprache und in weiteren Fundstücken aus der Literatur des Manes, dessen Schriften in der Ursprache man längst verloren glaubte und die in das helle Licht der Wissenschaft gerückt zu haben das Verdienst des Prof. F. W. K. Müller ist. Die Ausbeute an Überresten der Malerei und Plastik, die Grünwedel aus den gräko-buddhistischen Trümmersstätten zutage gefördert hat, wird in 125 Kisten nach Berlin

überführt. Es sei noch bemerkt, daß von der Reichshauptstadt drei Expeditionen nach Turfan gegangen waren: zwei unter Grünwedel und etwa gleichzeitig mit der jetzt heimgekehrten eine unter Herrn von Le Coq, der ebenfalls mit reichen Erträgen vor nicht langer Zeit zurückgekehrt ist.

Von der zentralasiatischen Expedition des Prinzen Arnulf von Bayern. Die zentralasiatische Expedition, die Prinz Arnulf von Bayern und Prof. Dr. Merzbacher unternommen haben, ist Mitte August 1907 vom Gebiete des oberen Kok-su im östlichen Tien-schan, sich wieder westlich gegen die chinesisch-russische Grenze wendend, in die Nähe des Khan-Tengri im mittleren Tien-schan gegangen und befindet sich zurzeit im Quellgebiet des Naryn. Die Teilnehmer an der Expedition befinden sich sehr wohl und sind mit den wissenschaftlichen und jagdlichen Ergebnissen sehr zufrieden. Die Rückkehr des Prinzen nach München wird voraussichtlich Ende November erfolgen.

Neue Reise Koslows nach Zentralasien. Der bekannte russische Zentralasienforscher Oberstleutnant P. A. Koslow, welcher auf seiner letzten Reise in den Jahren 1899 bis 1901 über die Quellseen des Hoangho bis zum oberen Jangtsekiang und Melong vorgedrungen ist, hat vor kurzem, wie die Zeitschrift „Globus“ mitteilt, eine neue Reise nach Innerasien angetreten. Koslow will sich von Kiachta durch Maschan und Ordos nach dem Kulumor begeben und diesen geographisch und naturwissenschaftlich eingehend erforschen. Weiterhin gedenkt er sich mit der Flora, Fauna und Bevölkerung Kaufus zu beschäftigen und eventuell nach Szechwan einzubringen. Die Dauer der Reise ist auf zwei Jahre veranschlagt.

Dr. Tafels Reise in Zentralasien. Der Geologe Dr. A. Tafel aus Stuttgart, der Reisegefährte Leutnant Filchner, hat eine Forschungsreise nach Zentralasien unternommen, auf der es ihm aber nicht gelungen ist, von Süd-China aus zum Knie des Brahmaputra und durch den Himalaya bis Schimong vorzudringen. Dies ergibt sich aus einem Briefe, den er aus Ta-sien-lu abgesandt hat.

Neue sibirische Bahn. Minister Kokowzow unterbreitete dem russischen Ministerrat das Projekt eines Statuts für die Errichtung der Bahn Alapaew-Lawda im Gouvernement Tobolsk; die Bahn ist etwa 220 Kilometer lang.

Afrika.

Starrs Reise im Kongostaat. Professor Jr. Starr von der Universität Chicago ist dem „Globus“ zufolge kürzlich von einer Reise aus dem Innern des Kongostaates zurückgekehrt, die ethnographischen Zwecken gewidmet war und länger als ein Jahr dauerte; fünf Monate allein brachte er bei den Stämmen am oberen Kassai zu, wo der Babutaort Ndombe sein Hauptquartier war. Von den in der dortigen Gegend vertretenen Bakuba, Baluba, Batete und Watua brachte er anthropologische Messungen und Vokabularien zurück. Starr fand, daß in künstlerischer Beziehung die Völker am Kassai unter allen denen des Kongostaates an erster Stelle stehen. In der Region zwischen Leopoldville und den Stanleyfällen des Kongo verweilte Starr fünf Monate. Die nach Chicago mitgebrachten ethnographischen Gegenstände umfassen über 3500 Nummern; Starr nahm 700 Negative auf und maß über 900 Individuen.

Die Forschungsreise des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg. Wie wir berichteten, hat Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg-Schwerin vor kurzem eine auf längere Zeit berechnete Forschungsreise nach Afrika angetreten, um den schwarzen Erdteil von Deutsch-Ostafrika nach Südwest-Afrika zu durchqueren. Der Herzog ist am 9. Juni 1907 in Bukoba am Viktoria-See eingetroffen, um von dort aus seine Reise nach Zentral-Afrika anzutreten. Zunächst wird die Nordwestecke des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes erforscht. Es ist in Aussicht genommen, nicht nur das Gebiet des Kivu-Sees, sondern auch das des Ruwenzori zu bereisen. Dann soll auch das Kongogebiet aufgesucht werden, dessen Erforschung als Nachbarland der deutschen Kolonie für Deutschland von hohem Interesse ist. Hierauf gedenkt der Herzog durch die Urwaldzone am Äquator zum Ule (Ubangi) vorzudringen, wo Schwimfurth und Junker seinerzeit gearbeitet haben. Über die weitere Fortsetzung der Reise liegt noch kein Beschluß vor.

Ethnographische Forschungsreise nach Kamerun. Dr. Anfermann, Direktionsassistent am Berliner Museum für Völkerkunde, tritt im Oktober 1907 mit einem Staatszuschuß von 20.000 Mark eine ethnographische Forschungsreise nach Kamerun an.

Der Butterbaum. Der erst vor kurzem entdeckte Butterbaum Carité gedeiht mild in den Savannen des Sudans, wo er von Hoch-Casamauca und Gambia bis zum Nil durch etwa 3 bis 4 Breitengrade verbreitet ist. In der Küstenzone, sowie in den Überschwemmungsgebieten und an Flußufern kommt er nie vor. Die Früchte des Baumes sind fleischige, eß-

bare Beeren. Die wertvollste Substanz aber wird aus dem mit einer harten Schale ein-
 kleideten Kern gewonnen, der 40 bis 50 Prozent einer saftigen Substanz liefert; das ist die
 Caritébutter, welche ein wertvolles Handelsprodukt bildet. Ist einmal der Handelsweg,
 welcher die Gebiete am oberen Senegal und mittleren Niger erschließen soll, eröffnet,
 wird speziell die Ausfuhr der schwachhaften Caritébutter ermöglicht werden.

Amerika.

Forschungsreise nach dem südlichsten Amerika. Karl Scottsberg, ein Mitglied der
 letzten schwedischen Südpolarexpedition, beabsichtigt eine Forschungsreise nach dem südlichsten
 Amerika zu unternehmen. Die Reisenden, zu denen außer Scottsberg noch zwei Gelehrte
 gehören, werden schon im Oktober 1907 Gothenburg verlassen. Als Aufgaben sind bota-
 nische, geologische, zoologische und meteorologische Arbeiten in Aussicht genommen. Von
 Montevideo soll die Reise zunächst nach den Falklandinseln gehen, wo einer der Forscher
 die von der schwedischen Südpolarexpedition begonnenen Untersuchungen fortsetzen will.
 Der andere Teil begibt sich unterdes nach Punta Arenas auf der zu Chile gehörigen
 Brunswick-Halbinsel an der Magelaensstraße, um von dort aus den Versuch eines Vor-
 stoßes nach dem fast unbekanntem Gebiet von Cerro Payne zu machen. Nach Bereinigung
 der ganzen Expedition in Punta Arenas soll, wenn es die Zeit vor Eintritt des Winters
 erlaubt, noch längs der Kordilleren in der Umgebung der Otway- und Skyring-Wasser
 vorgedrungen werden. Der Winteraufenthalt soll in dem regenreichen Gebiet der westlichen
 Fjorde zugebracht und dann im Frühjahr ein Versuch gemacht werden, den Lago Fagnano
 zu erreichen, weiterhin das Hauptquartier nach der Gegend des Negle-Kanals zu verlegen,
 der Meeresstraße, die zwischen der Südküste von Feuerland und den vorgelagerten Inseln
 hindurchführt und nach dem berühmten Schiff benannt ist, auf dem Darwin seine Welt-
 reise ausführte. Im nächsten Sommer soll dann noch ein Abstecher nach der Tekenka-Bai
 unternommen werden. Die Rückkehr nach Schweden ist auf das Frühjahr 1909 festgesetzt
 worden.

Zum Niagara-Gesetz. Die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika hat einen
 Gesetzentwurf eingebracht, durch den die Wasserentnahme vom Niagarafall zur Erzeugung
 von Kraft erheblich eingeschränkt werden soll, um einer weiteren Beeinträchtigung der land-
 schaftlichen Szenerie Einhalt zu tun. Aus diesem Anlaß ist in den amerikanischen Zeitungen
 eine heftige Fehde entbrannt. Die einen sehen in dem Gesetzentwurf eine berechtigte Maß-
 regel gegen die Ausbeutung der Natur zugunsten einiger dividendehungriger Unternehmer,
 während die Gegenpartei der Meinung ist, der Niagarafall sei durch Hotels, Eisenbahn-
 anlagen u. dgl. bereits so entstellt, daß auch durch weitere Wasserentnahme kein größerer
 Schaden mehr entstehen könne; auch erachten sie es für verkehrt, im Interesse des
 internationalen Touristenverkehrs die gewerbliche und industrielle Entwicklung des Landes
 zu unterbinden. Angesichts dieses Streites dürften einige Zahlenangaben über den Wert der
 Wasserkräfte des berühmten Falles von Interesse sein, welche die Zeitschrift „The Electrical
 World“ nach verfügbare Kraft des Niagara auf etwa 3,500,000 Pferdekraft. Eine volle
 Ausnutzung der Wasserkräfte des Falles würde jährlich eine bare Ersparnis von 3mal
 3,500,000 oder 122,500,000 Dollars bedeuten, und außerdem noch einen Wänderverbrauch
 an Kohle von 50,000,000 Tonnen in jedem Jahr in sich schließen. In Anbetracht dieser
 Zahlen wirft Herr Buck wohl nicht ganz mit Unrecht die Frage auf, ob der Vorteil, den
 die ungeschmälerete Erhaltung des berühmten Naturschauspiels bietet, wirklich so groß sei,
 um eine derartige Beeinträchtigung des nationalen Wohlstandes zu rechtfertigen. Zum
 mindesten sollte man ernstlich erwägen, ob es nicht möglich sein dürfte, ohne wesentliche
 Beeinträchtigung der Schönheit des Falles seine Wasserkräfte vorteilhaft auszunutzen.

Höhlenforschungen in Brasilien. Das Nationalmuseum in Rio de Janeiro hat den
 Naturforscher Ricardo Krone verpflichtet, damit derselbe auf Rechnung jener Anstalt die
 22 Höhlen in Iguape, Kiririca und Sporonga erforsche, wo wahre paläontologische Rich-
 tümer verborgen sein sollen. Das Museum besitzt bereits Skelette aus der Tertiarzeit und
 Exemplare von blinden Fischen, die in einer dieser Höhlen gefunden wurden.

Australien und Polynesien.

Kannibalismus im Bismarck-Archipel. Ein krasser Fall von Kannibalismus ist neuer-
 dings auf Nifan, einer kleinen, zwischen Neu-Mecklenburg und Bougainville gelegenen Insel
 vorgekommen. Das bei dem Häuptling Salin in Malis bedienstete Bufaweb Karras Henot
 wurde am 13. Jänner 1907 von den Häuptlingen Mogan aus Torohabou und Somson aus

Bangalu mit ihren Leuten unter Zustimmung und Mitwirkung des Salin überfallen und ermordet. Die Tat war schon mehrere Monate verabredet worden, und zwar sollte Mogan die Tötung vornehmen und Somson die Leiche zum Verspeisen erhalten; für die Lieferung des Fleisches erhielt Mogan von Somson ein Schwein, zwei Bogen, 20 Pfeile, ein Messer und fünf Armringe. Die Leiche des Weibes wurde von Somson nach Bangalu gebracht, dort am nächsten Morgen über einem Steinfeuer nach der Art, wie es mit den Schweinen geschieht, ausgenommen gebraten und in einzelne Stücke zerteilt. Einen Teil des Fleisches behielt Somson für sich, das übrige verteilte er an andere Eingeborene. Als Gegenleistung erhielt er von einem Eingeborenen einen Armring, von einem anderen zwei Bündel Pfeile. Die übrigen versprachen, ihm gelegentlich ebenfalls Menschenfleisch ablassen zu wollen. Als die Antat in Herbertshöhe bekannt wurde, brach eine Expedition nach der Insel Nissan auf. Dieser gelang es, den Tatbestand in der eben geschilderten Weise festzustellen und den größten Teil der Schuldigen zu ergreifen.

Polargegenden und Ozeane.

Die englische Südpolexpedition. Die neue Südpolexpedition, die von dem aus dem südafrikanischen Kriege bekannten Leutnant G. H. Shackleton organisiert wurde, hat am 30. Juli 1907 mit dem Schiff „Nimrod“ ihre Reise angetreten. Das Schiff kennt schon die Polarwälder. Es hat 40 Jahre lang als Seehundsfänger in den Gewässern von Neufundland und der Bering-See gedient und sein Teakholz ist im Laufe der Jahre immer härter geworden und ist jetzt fest wie Stahl. Ursprünglich nur ein Segelschiff, ist es jetzt auch mit Dampfmaschinen und einer Schraube versehen worden, die aushelfen soll, wenn die Segel versagen oder Nachhilfe brauchen. Außerdem wurde der Schiffsboden bis über die Wasserlinie mit Eisen beschlagen, und wenn die „Nimrod“ in die gefährliche Umarmung des Eises kommt, so wird sie bei ihrem starken Bau nur gehoben werden und wird nicht zu fürchten haben, eingedrückt zu werden. Die Fahrt geht zuerst nach Neu-Seeland. An Bord befindet sich nur ein Teil der Mannschaft. Diese besteht durchaus aus erfahrenen Seeleuten. Die Matrosen sind meist Schottländer, die als Fischer in ihren kleinen Segelbooten in den nordischen Gewässern Erfahrungen gesammelt, zu Schiff gedient haben und der Flottenreserve angehören. Der erste Offizier ist Josh Davis, der wohl noch keine Erfahrungen auf Polarreisen gesammelt hat, aber lange zur See gedient und auch die denkwürdige Reise an Bord der „Bort Jackson“ mitgemacht hat. Die Offiziere, die wissenschaftlichen Mitglieder der Expedition und die Besatzung werden 35 Mann stark sein, wenn das Schiff Lyttleton verläßt, um dem unwirtlichen Süden zuzufeuern. Von London aus fahren nur die zwei Schiffs-offiziere, die Matrosen und Maschinenisten und andere Mitglieder der Schiffsmannschaft, im ganzen 22 Mann, dann der zweite Schiffsarzt und Zoologe Michell und der Biologe James Murray. In Lyttleton stoßen dann zu dem Schiff der Führer der Expedition, Leutnant Shackleton, der erste Schiffsarzt und Kartograph Dr. G. Marshall, Sir Philipp Brodkehurst (Geologe), Leutnant Adams (Meteorologe) und Ernest Joyce, der als Steuermann die „Discovery“-Expedition mitgemacht und ausgezeichnete Dienste geleistet hat. Seiner Fürsorge werden die 24 grönländischen Schlittenhunde und 12 sibirischen Ponies anvertraut sein, welche die „Nimrod“ mitführt, und man erwartet, namentlich von den Ponies, große Dinge. Erwähnt mag auch werden, daß das Schiff zwei Automobile mitführt. Die „Nimrod“ dürfte in vier Monaten in Neu-Seeland ankommen. Von Lyttleton geht die Fahrt nach dem King Edward VII. Land, wo Winterquartiere für eine Partie von 12 Mann errichtet und Proviant für die Dauer von zwei Jahren hinterlegt werden. Das Schiff kehrt dann noch während des antarktischen Sommers nach Neu-Seeland zurück, ehe der Winter einsetzt. Die Abmoralität, Lord Kelvin und die königliche Geographische Gesellschaft haben der Expedition eine große Zahl wissenschaftlicher Instrumente leihweise überlassen.

Pearys Nordpolexpedition verschoben. Peary hat seine Polarexpedition, die er diesen Sommer anzutreten gedachte, aufgeschoben. Er hat zwar die Mittel aufgebracht, ist aber mit seinen Vorbereitungen nicht fertig geworden.

Wellmans Ballonfahrt nach dem Nordpol mißglückt. Die mit soviel Eklat in Szene gesetzte Ballonfahrt des Amerikaners Wellman nach dem Nordpol, von der voranzusehen war, daß sie mit einer Katastrophe oder einer großen Blamage enden werde, hat glücklicherweise den letzteren Abschluß gefunden. Wie am 13. September 1907 telegraphisch aus Drontheim gemeldet wurde, ist Wellman mit dem Dampfer „Fritjof“ von Spitzbergen dort angekommen. Wellman stieg mit dem Ballon am 2. September auf. Starke Nordwestwinde führten inoffen den Ballon südwärts über Land. Schließlich wurde der Ballon abgeschnitten und im Stiche gelassen, die übrigen Teile nach zweitägiger Arbeit geborgen.

Verchiedenes.

Reise um die Erde in 40 Tagen. Der englische Oberleutnant S. Burnley-Campbell hat eine Reise um die Erde in 40 Tagen gemacht, in der halben Zeit, die der Held des Julius Verne'schen Romanes „In 80 Tagen um die Erde“ gebraucht hat. Er schiffte sich am Abend des 3. Mai 1907 in Liverpool an Bord der „Empress of Ireland“ nach Kanada ein und kam am 10. Mai um 3 Uhr nachmittags in Quebec an. Um 5 Uhr fuhr er auf der kanadischen Transkontinentalbahn westwärts und gelangte am 14. um 5 Uhr früh nach Vancouver. Von da brachte ihn der Dampfer „Empress of China“ nach Japan, wo er am 26. Mai in Yokohama landete. Am selben Tage fuhr er mittels Bahn nach der gegenüberliegenden Küste und war am 28. um 9 Uhr 30 Minuten morgens in Tarouga. Um 6 Uhr abends schiffte er sich nach Wladiwostok ein, wo er am 30. ankam. Nun begann die Fahrt auf der transsibirischen Bahn. Er passierte Kharbin am 31. Mai, Irkutsk am 4. Juni und war am 10. in Moskau. Die Bahnfahrt fortsetzend war der Reisende am 12. Juni in Berlin, um 11 Uhr 15 Minuten desselben Tages in Köln, am 13. früh in Ostende, traversierte den Armelkanal und landete noch am 13. Juni um 2 Uhr 50 Minuten in Dover. Er hatte für die ganze Reise um die Erde 39 Tage und 19½ Stunden gebraucht.

Geographische und verwandte Vereine.

Verein zum Schutze und zur Pflege der Alpenpflanzen. Die 7. ordentliche Generalversammlung des Vereins zum Schutze und zur Pflege der Alpenpflanzen, der seinen Sitz in Bamberg hat, fand statutengemäß mit der des Deutschen und Osterreichischen Alpenvereines am 13. Juli 1907 in Innsbruck statt. Ein sehr erfreuliches Bild der Wirksamkeit des Vereines bietet der Jahresbericht, der durch Ingenieur Göss verlesen wurde. Demselben ist zu entnehmen, daß der Verein zurzeit aus 101 Alpenvereinssektionen, 709 Einzelmitgliedern und 13 Korporationen besteht. Die Alpenpflanzengärten, von welchen der Verein vier unterstützt, erfreuen sich eines vielversprechenden Zustandes. Vornehmliche Tätigkeit entfaltete der Verein hinsichtlich der Fürsorge für den besseren Schutz der Alpenflora durch behördliche Verordnungen und durch die Landesgesetzgebung. Dem rein geschäftlichen Teil schlossen sich allgemeine Mitteilungen des ersten Vorsitzenden, Apotheker Schmolz, an. Besonders erwähnenswert ist, daß die Aufstellung von Vertrauensmännern des Vereines im gesamten Alpengebiet beschlossen wurde. Dem gewerbsmäßigen, schädigenden Handel mit Alpenpflanzen soll auch in Zukunft die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden. Die Schädigung der Alpenflora durch die Touristen ist verhältnismäßig gering. Der Verein wird in Zukunft noch mehr als bisher versuchen, seine Ziele auf erzieherischem Wege zu erreichen.

Geographische Gesellschaft in Lima. Die Sociedad Geográfica de Lima, deren Präsident Ingenieur Gulogio Delgado ist, zählt derzeit 26 Ehrenmitglieder, 8 Ehrenkorrespondenten, 132 korrespondierende und 164 aktive Mitglieder, zusammen 330. Das jüngste „Boletín“ der Gesellschaft („Memoria anual y anexos 1905“, XV. Jahrg., Bd. 18) enthält außer den geschäftlichen Berichten zahlreiche mehr oder minder wertvolle Beiträge, von denen wir einen Bericht über die peruanischen Erdbeben im Jahre 1905, eine historisch-geographische Ubersicht der Flüsse Juambari, Tacuatimanu, Tambopata und Heath von Carlos Larrabure y Correa, den Fortschritt des peruanischen Ostens von Ricardo Lizón y Bueno, Itinerarien über eine Reise von Iquita zum Flusse Yurúa von Oberst Pedro Portillo (mit Karte) erwähnen. Außerdem liegt dem Boletín eine große Karte von Peru im Maßstabe 1:4,000,000 von Dr. Luis Pesce bei.

Schweizer Alpenklub. Die Generalversammlung des Schweizer Alpenklubs wird am 22. September 1907 in der Aula der Hochschule in Bern stattfinden. Nach Erledigung der Tagesordnung wird Dr. R. Zeller einen Vortrag über den gegenwärtigen Stand der Gletscherforschung halten.

Vom Büchertisch.

Das Rätsel der Matschu. Meine Tibet-Expedition. Von Wilhelm Filchner, Leutnant im 1. b. 1. Infanterie-Regiment König, kommandiert zur Königl. Landes-Aufnahme nach Berlin. Mit 67 Vollbildern, zahlreichen Skizzen und Abbildungen im Text, sowie 3 Karten. Berlin 1907. Graf Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. (XVII, 438 S.) 6 Mark 50 Pfennige, gebd. 8 Mark.

Die überaus kühne und erfolgreiche Forschungsreise durch China und Tibet, welche der bairische Offizier W. Filchner in Begleitung seiner jungen Gemahlin und des Med. Dr. A. Tafel als Geologen und Arztes der Expedition 1903 bis 1905 unternommen, hat nun schon das zweite Reisewerk als Frucht gezeitigt. Zuerst erschien „Das Kloster Kumbum in Tibet“, und nun wird uns im „Rätsel des Matschu“ eine Schilderung der ganzen Expedition geboten. Das Programm derselben, soweit es China betraf, umfaßte die topographische Aufnahme des Mittellaufes des Han-Flusses von Lanchou-foü nach Sing-an-fu, ferner das Aufsuchen und Festlegen eines neuen Überganges über den Tsin-ling zwischen Sing-an-fu und Si-an-fu. Dieser Teil des Programmes war am 1. Mai 1904 ohne besondere Schwierigkeiten und ohne Unfall ausgeführt. Die Expedition befand sich nun in Si-ning-fu, der westlichsten Stadt der chinesischen Provinz Kan-su, wo Frau Filchner im Hause des Missionärs Abley zurückblieb, während ihr Gatte und Dr. Tafel am 12. Juni die Hauptaufgabe der Reise, die Forschung des Oberlaufes des Gelben Flusses bis zu seinen Quellseen, in Angriff nahmen. Diejenige Teile der Forschungsreise ist das Buch eigentlich gewidmet, da dessen Schilderung 377 Seiten umfaßt. Filchner durchquerte auf diesem Zuge den unbekanntesten Teil Zentralasiens, Nordosttibet, und erforschte den Oberlauf des Gelben Flusses, den die Tibeter Matschu nennen, was nach chinesischen Quellen gleichbedeutend mit Hoang-ho sein soll. Hier drang die Expedition Filchner in ein bisher von den Forschern gemiedenes Gebiet ein, das wegen seiner Unwirtlichkeit und der den Europäern feindseligen Gesinnung der dort ansässigen Räuberstäme der Ngolot berüchtigt war. Gestaltete sich auch die erste Begegnung mit den Ngolot unerwartet freundlich, so sollten die Reisenden doch bald erfahren, daß der Ruf dieses Räubervolkes ein vollkommen gerechtfertigter war. Mit steigender Spannung folgen wir den Pfaden der Karawane, welche mit ihrer völlig unbrauchbaren Schutzbedeckung boshaften, stumpfzüngigen Chinesen, in unbekanntem Gebieten der Feindseligkeit der eingeborenen Bevölkerung ausgesetzt war, in gefährliche Gefangenschaft geriet, schließlich wie durch ein Wunder wieder befreit am 8. November 1904 glücklich in Si-ning-fu eintraf. Trotz der unsäglichen Schwierigkeiten war der Oberlauf des Gelben Flusses mit Ausnahme seines S-förmigen Knies erforscht, auf der ganzen Reise 2000 Kilometer kartographisch aufgenommen. Dadurch war das Material für ein Kartenwerk gewonnen, das in sieben Teilen mit ungefähr 400 Blättern erscheinen soll.

Meine Expeditionsfahrt nach Ägypten. Von Max Ehrhardt Baumeister. Mit 35 Illustrationen. Leipzig 1907. Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H. (VII, 94 S.) 1 Mark 50 Pfennige.

Bestimmt durch die vom Berliner Reisebureau der Hamburg—Amerika-Linie herausgegebene Broschüre „Im Fluge nach Ägypten“, hat der Verfasser von Thüringen aus die Reise über Jastaken nach Unter-Ägypten und zurück im Februar 1907 in der kurzen Zeit von 19½ Tagen gemacht. Er hat auf dieser Reise alles besucht und geschaut, was das Programm in dieser beschränkten Zeit zu halten vermag und schildert diese vielfach verfolgte und beschriebene Tour recht amüßant und lesbar. Da er eine Menge praktischer Winke erteilt und überall Preise und Kosten genau angibt, wird das Büchlein Ägyptenreisenden recht dienlich sein. Auf S. 14 ist uns aufgefallen, daß er die Inseln Capri und Caprera miteinander verwechselt.

Artaria's Plan von Wien. 1:25.000. Größere Ausgabe. Großgemeinde Wien. Bezirke 1 bis XXI. Mit Straßenverzeichnis und Kl. Führer mit Stundenplan. Wien 1907. Verlag von Artaria & Co. 2 K 40 h, auf Leinen 4 K 60 h.

Artaria's Plan von Wien zeigt in sorgfältiger Ausführung und schönem Farbendruck das Bild unierer Stadt mit ihren 21 Bezirken und den durch Gemeinderatsbeschluß vom 23. November 1906 festgelegten neuen Bezirksgrenzen, sowie allen bis Februar 1907 neu geschaffenen Straßen. Durch eigene Signaturen sind die öffentlichen Gebäude, Obst- und Gemüsegärten, Weingärten, Wiesen und Hutweiden, Wald- und Parkflächen, die Eisenbahnen, die Stadtbahn, die elektrischen Straßenbahnen usw. deutlich kenntlich gemacht. Ein vollständiges Straßenverzeichnis erleichtert die Benützung des Planes, außerdem enthält der beigegebene Text einen tabellarischen Führer durch Wien.

Barometrische Höhenmessungen und Reduzierungen zum praktischen Gebrauche von Felineks Tafeln von August Krüsch. Mit 8 Tafeln. Wien und Leipzig 1907. A. Hartleben's Verlag. (44 S.) 2 K 20 h = 2 Mark.

Immer größeres Interesse wendet sich der Wetterprognose zu, welche für jedermann, namentlich für Landwirte, Gärtner, Seefahrer, Reisende, Touristen usw. von der praktischsten Bedeutung ist. Da dem Laien wohl bekannt ist, daß für die Vorherbestimmung des Wetters das Barometer, speziell das so handliche Aneroid in erster Linie steht, ist er geneigt, den an seinem Instrument abgelesenen Barometerstand unmittelbar in Vergleich zu ziehen, ohne daran zu denken, daß er denselben erst auf Seehöhe reduzieren muß. Ebenso muß er bei Höhenmessungen den abgelesenen Barometerstand auf eine Lufttemperatur von 0° reduzieren. Diesen Reduzierungen dienen die von A. Krüsch herausgegebenen Tabellen, deren Gebrauch durch zahlreiche gut gewählte Beispiele jedem faßbar gemacht wird. Von den acht Tafeln sind am wichtigsten die folgenden: Hypsometrische Tafeln ohne logarithmische Rechnung; Tafeln, gegründet auf Mühlmanns hypsometrische Formel; Tafel zur Berechnung der Änderung des Luftdruckes in der Höhe bei Änderung der Lufttemperatur; Tafel zur Berechnung des Dampfdruckes im oberen Niveau, wenn der Dampfdruck im unteren Niveau durch Beobachtung gegeben ist, oder umgekehrt; Höhenstufen für 1 Millimeter Luftdruckänderung.

A. Hartleben's Großer Plan von Wien. Maßstab 1:15.000; mit Angabe der neuen Bezirkseinteilung. Mit Verzeichnis sämtlicher Straßen, Gassen, Plätze und Sehenswürdigkeiten. 13. Auflage. Wien und Leipzig. A. Hartleben's Verlag. In Leinwandkarton 80 h = 75 Pf.

Die durch Gemeinderatsbeschluß vom 23. November 1906 festgestellten neuen Bezirksgrenzen, sowie die zahlreichen in rascher Folge eröffneten neuen Straßen machen auch die Erneuerung der Pläne von Wien zu einem dringenden Bedürfnis. Diese bedeutenden Änderungen jüngster Zeit im Weichbilde der Kaiserstadt sind in „A. Hartleben's Großem Plan von Wien“, der in wenigen Jahren 13 Auflagen erlebt hat, bereits voll berücksichtigt. Da derselbe in achtfachem Farbendruck hergestellt, ungemein sorgfältig und deutlich ausgeführt, überdies mit einem vollständigen Verzeichnis der Straßen, Plätze und Sehenswürdigkeiten ausgestattet ist, empfiehlt er sich zur Orientierung sowohl für Einheimische wie für Fremde aufs beste. Der Preis desselben ist auffällig niedrig.

Eingegangene Bücher, Karten etc.

Das Bilsnößtal und seine Umgebung. Unter besonderer Berücksichtigung von St. Peter, Gufidaun, Bad Frog, Brizen und Klauen, Schlüter-, Pfoser- und Regensburgerhütte. Herausgegeben unter Mitwirkung der Sektionen des D. u. N. A. B. Dresden, Regensburg und Brizen. Gießen. Verlag von Emil Roth. 1 Mark 50 Pfennige.

Karte von Berchtesgaden und Umgebung. 1:25.000. Mit einer Entfernungstabelle beliebiger Ausflugsziele und Namenregister. Berchtesgaden. Karl Grmisch. Unaufgezogen 1 Mark 50 Pfennige, auf Leinwand 2 Mark.

Die Gaisbergbahn bei Salzburg. Zahnradbahnen-System Rigli. Siebente Auflage. Mit einem Panorama und 14 Illustrationen. (Österreichische Bergbahnen Nr. 1.) Salzburg. Eduard Höllrigl vorm. Herm. Kerbers t. u. t. Hofbuchhandlung.

Die neue Dolomitenstraße und ihre Zugänge. Touristischer Führer nebst besonderen Angaben für Automobilisten. Von Karl Felix Wolff, Bozen. Mit sechs Zeichnungen von Richard Wolff, akademischer Maler in Bozen und einer Kartenkizze. Sonder-Abdruck aus der „Bozner Zeitung“. (Druck und Verlag Hans Feller, Bozen.) Bozen 1907. Im Selbstverlag des Verfassers. 70 Heller.

Die Besiedlungsverhältnisse des oberen Murgebietes. Eine anthropologisch-geographische Studie von Dr. Fritz Nowotny. Sglau 1907.

Schluß der Redaktion: 16. September 1907.

Herausgeber: A. Hartleben's Verlag in Wien.

Verantwortlicher Redakteur: Eugen Marx in Wien.

R. u. t. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.



DIE STAATEN UND KOLONIEN DER ERDE

nach ihren politischen Verhältnissen.

Äquatorialer Maßstab 1:85,000,000.

- | | |
|--|--|
| Konstitutionelle Monarchien | Republiken |
| Absolute Monarchien | Föderativ-Republiken |
| Despotische Monarchien | Kolonien und Schutzgebiete |
| Souveräne Staaten | Kolonien mit selbständiger Vertretung |